

Februar 2020 #01

insist

Inspiriert denken – glauben – handeln



ISSN-Nr. 1662-4661 / Schweizerische
Evangelische Allianz SEA

Gleichheit

Kirche

Die Gleichstellung
der Geschlechter

Freiheit

Wie im Sudan Sklaven
befreit werden

Religionen

Mickriger Glaube und die
Gleichheit aller Menschen



Philosophie

«Ideologien, welche die Gleichheit der Freiheit vorzogen, haben am Ende mit oft blutigster Gewalt die Freiheit mit Füßen getreten.»

Alexander Arndt
auf Seite 6

Theologie

«Einheit und Gerechtigkeit müssen sich in Liebe und Barmherzigkeit realisieren und können deshalb sogar die situative Ungleichbehandlung von Menschen erfordern.»

Oliver Dürr
auf Seite 9



Leben mit Ungleichheit

«Eine psychische Behinderung ist viel schwieriger als eine körperliche, dafür würde ich meine Hand ins Feuer legen, wenn ich eine hätte.»

Simea Schwab
auf Seite 18



Vorschau: 2/20

Freude

Impressum

Verlag: Schweizerische Evangelische Allianz SEA, Tel. +41 43 344 72 00, info@each.ch. **Co-Redaktionsleitung:** Daniela Baumann, Kommunikationsverantwortliche SEA, Tel. +41 43 366 60 82, dbaumann@each.ch; Marc Jost, Generalsekretär SEA, Tel. +41 76 206 57 57, mjost@each.ch. **Redaktionsschluss:** Nr. 2/20: 28.02.20. **Redaktionskommission:** Daniela Baumann, Rolf Höneisen, Marc Jost, Ruth Maria Michel, Hanspeter Schmutz, Martina Seger-Bertschi. **Layout:** mj.design, Matthieu Jordi. **Druck/Versand:** Jordi das Medienhaus, Belp. **Bestellungen:** Schweizerische Evangelische Allianz SEA, Josefstrasse 32, 8005 Zürich, Tel. +41 43 344 72 00, magazin@insist.ch. **Preis:** Fr. 50.– inkl. Versandkosten für vier Ausgaben (Richtpreis auf Spendenbasis). **Inserate:** Jordi AG, 3123 Belp, Tel. +41 31 818 01 46, inserate@insist.ch. **Insertionsschluss:** Nr. 2/20: 23.03.20. **Bilder:** Seite 1 und 8 © lassedesignen/AdobeStock; Seite 4 zVg; Seite 5 © stockphotosecrets.com; Seite 6 © SOMATUSCANI/AdobeStock; Seite 7 © Swiss Federal Assembly/Wikipedia; Seite 11 © Manuel A. Dürr; Seite 12 © stockphotosecrets.com; Seite 12 und 13 zVg; Seite 14 © Olesia Bilkei/AdobeStock; Seite 16 © Pexels.com; Seite 16 und 17 zVg; Seite 18 und 19 zVg; Seite 20 © stockphotosecrets.com; Seite 21 © Larisa/AdobeStock; Seite 22 © stockphotosecrets.com; Seite 25 © Matthew Field/Wikipedia; Seite 26 © stockphotosecrets.com; Seite 27 © stockphotosecrets.com; Seite 28 © stockphotosecrets.com; Seite 31 zVg/SEA

04 Forum/Humor

05 Kolumnen

05 Medizin: Stress: gleich und doch anders

06 Philosophie: Gleichheit und Freiheit – zwei ungleiche Geschwister

07 Politik: Alle sitzen im gleichen Boot – auch mit ungleichen Meinungen

25 Musik: Der Unterschied zwischen den Herren West, Dylan und Müller

26 Psychologie: Vielfalt heisst: Ich bin anders – Du auch!

27 Religionen: Mickriger Glaube und die «Gleichheit» in den Weltreligionen

28 Transformation Schweiz: Der Zauber des Anfangs

29 Kurzrezensionen

30 Spiritualität: Glaube kann heissen...

31 Intern

08 Thema: Gleichheit

09 Oliver Dürr

Bei Gott gibt es kein Ansehen der Person

12 Daniela Baumann

Das Licht nicht unter den Scheffel stellen

14 Philippe Messerli

Von der antiken «Isonomia» zum modernen Sozialstaat

16 Interview mit Franco Majok

«Für die Sklavenhalter ist eine Kuh kostbarer als ein Sklave»

18 Interview mit Simea Schwab

«Eine psychische Behinderung ist schwieriger als eine körperliche»

20 Harald Seubert

Was das Christentum einzigartig macht

21 Matthias Kägi

Das Ziel ist, die Gaben sinnvoll einzusetzen

22 Dominic Roser

Der Blick nach unten



Das Magazin INSIST erscheint 4x jährlich.

Schweizerische
Evangelische
Allianz



INSIST

Immer dieses VerGLEICHen

Es ist eine mir lieb gewordene Tradition, es mir am Sonntag mit meiner Lieblingszeitung auf dem Sofa gemütlich zu machen. Letzthin aber stellte ich diese Angewohnheit ernsthaft infrage. Ich hatte gleich mehrere Artikel schockierenden Inhalts gelesen. Da ging es um die desolaten Lebensbedingungen in einem total überbelegten Flüchtlingslager, eine sich abzeichnende humanitäre Katastrophe in einem kriegsversehrten Land und schliesslich die grauenvollen Erlebnisse einer Holocaust-Überlebenden. Hoffnungslosigkeit machte sich in mir breit, gepaart mit Schuldgefühlen: Wie kann ich ob all dieser Ungerechtigkeiten in der Welt scheinbar unbeteiligt mein bequemes, sicheres Leben führen und mich mit – vergleichsweise – lächerlichen Problemen herumschlagen? Müsste ich stattdessen nicht unverzüglich mit den dringend benötigten Medikamenten und Lebensmitteln im Gepäck nach Lesbos reisen?



Ich stelle nicht zum ersten Mal fest, dass es für das eigene Befinden nicht nur vorteilhaft ist, sich mit anderen zu vergleichen. Ging ich nicht auch schon nach einem an sich schönen Zusammensein mit Freunden doch irgendwie unzufrieden nach Hause? Wie schnell kommt Neid auf, weil man etwas begehrt, was der andere hat – wie schnell fühlt man sich schuldig, weil man unverdient so viel mehr hat als der andere? Doch, und das wird in dieser Ausgabe über «Gleichheit» deutlich: Es ist gut, dass wir Menschen nicht alle gleich sind. Das heisst nicht, dass wir nicht alle gleichwertig sind. Gott spricht dem Menschen einen intrinsischen Wert zu. Und das wiederum heisst, nicht die Augen zu verschliessen vor denjenigen, die ärmer sind als wir.

Längst nicht nur um das Spannungsfeld zwischen Arm und Reich geht es auf den folgenden Seiten. Ebenso spannungsgeladene Themen sind die Gleichberechtigung von Mann und Frau, wozu sich drei Frauen aus drei verschiedenen Kirchen äussern, sowie das Verhältnis von Gleichheit und Freiheit. Diesem nähern wir uns aus philosophischer Perspektive und ganz praktisch mit einem Bericht aus einem Land, in dem heute noch Menschen versklavt werden. Lassen Sie sich inspirieren von den vielen, «ungleichen» Gedanken der zahlreichen Autoren und Gesprächspartnerinnen dieser Ausgabe!

Und ich? Nein, ich ging an besagtem Sonntag nicht nach Lesbos, sondern in die Kirche, und Gott wusste mit einer Predigt über Hiob meine Hoffnungslosigkeit wieder in Hoffnung zu wenden. Doch was ist damit schon den Flüchtlingen geholfen, könnte man einwenden. Mir kommt ein Gedicht des mittelalterlichen Mönchs Bernhard von Clairvaux in den Sinn, hier frei interpretiert: Wenn ich selber leer (hoffnungslos) bin, habe ich nichts weiterzugeben. Wenn ich mich hingegen immer wieder an der Quelle aller Hoffnung auffüllen lasse wie eine Schale, die irgendwann voll ist und überfließt, kann ich von dieser Fülle weiterreichen, ohne selber leer zu werden.

Daniela Baumann

Kommunikationsverantwortliche SEA & Chefredaktorin INSIST



Willkommen Lilian Studer

(DB) Das neue «INSIST-Jahr» bringt ein paar Veränderungen in der Autorenschaft mit sich: Die beiden Kolumnisten aus der Politik, Philipp Hadorn und Gerhard Pfister, haben das Magazin mit ihrem Blick aus dem Nationalrat bereichert und geben nun den Stab weiter an die neugewählte EVP-Nationalrätin Lilian Studer. Sie hat sich bereits für die vorliegende Ausgabe ein erstes Mal ins Zeug gelegt (siehe Seite 7).

Noch offen ist dagegen die Nachfolge von Hanspeter Hugentobler als Pädagogik-Kolumnist, der im vergangenen Jahr seine Sicht als Schulpräsident und Bildungspolitiker eingebracht hat. Die Redaktionskommission dankt allen abtretenden Kolumnisten herzlich für ihr Engagement und wünscht ihnen Gottes Segen in all ihren weiteren verantwortungsvollen Tätigkeiten.

Humor

Wortlos

(KMe) Der Chef weist den neuen Mitarbeiter ein: «Ich bin kein Freund vieler Worte. Wenn ich mit der Hand winke, sind Sie sofort da.»
«Kein Problem, Chef, ich hab auch was gegen unnötiges Geschwätz. Wenn ich den Kopf schüttle, komme ich nicht.»

Quelle: aus dem Internet

Pendenzenlos

Drei Wege, damit etwas erledigt wird:

1. Tu es selber.
2. Stelle jemanden an, um es zu tun.
3. Verbiete es deinen Kindern.

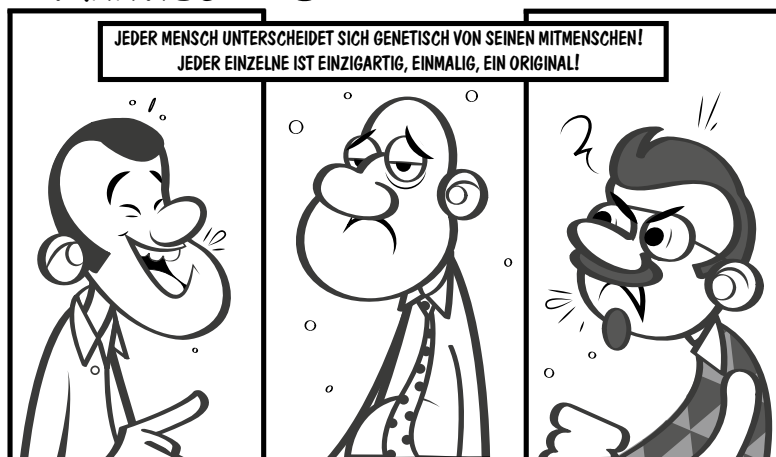
Quelle: Homiletics (Jan.-Feb./96). Leadership, Vol. 17, no. 3

Sorglos

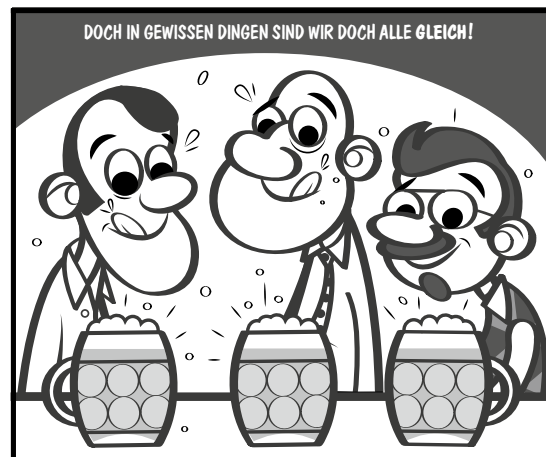
Ich begleitete meinen vierjährigen Sohn Matt zu einer Abklärung, ob er sich eignet für den Kindergarten. Sein Gehör wurde getestet, seine Sicht, seine Sprache und die motorischen Fähigkeiten. Die letzte Station war eine Information der Kindergärtnerin, wo sie betonte, wie wichtig es sei, vor dem Essen die Hände zu waschen. «Sonst können Bakterien während des Essens von den Händen auf das Essen gelangen.» «Oh», meinte Matt und strahlte sie beruhigend an, «darüber müssen Sie sich keine Sorgen machen. Wir benützen zuhause Messer und Gabel.»

Quelle: Linda Economy, Floodwood, Minnesota. Christian Reader, «Kids of the Kingdom.»

STAMMTISCH



SIMON KRÜSI 1/20



Stress: gleich und doch anders

Jeder Umgang mit Menschen macht deutlich: Es gibt zwar sehr viele Gemeinsamkeiten, doch ebenso bedeutend sind die individuellen Unterschiede von Personen. Diese zeigen sich im körperlichen wie auch im psychischen Bereich. Beide hängen eng miteinander zusammen, wie dies an der Art der Stressverarbeitung eines jeden Einzelnen erkennbar wird.

Menschen stehen mit sich selbst wie auch mit der Umwelt in enger Interaktion. Innere und äussere Faktoren haben sowohl Einflüsse auf die Psyche wie auch auf den Körper. In beiden Dimensionen gelten zwar gleichartige Grundmechanismen und Grundprinzipien, doch ist gleichzeitig jedes Individuum in seiner Reaktion auf innere oder äussere Reize sehr unterschiedlich.

Psychisch zeigt sich dies in einzigartigen Mustern des Fühlens, des Denkens und des Handelns. Sinneseindrücke und Einflüsse der Umwelt werden auf eine spezifische Art und Weise wahrgenommen und verarbeitet. Gleichartige Umwelteinflüsse oder Konstellationen können für den einen Menschen belastend sein und Stress bedeuten, ein anderer reagiert kaum darauf und auf einen dritten wirken sie positiv stimulierend.

Durch Lebenserfahrungen, die schon in der vorgeburtlichen Phase beginnen, entwickelt jeder Mensch einzigartige Muster im Fühlen und ganz individuelle Reaktionsweisen. Diese entstehen auch unter dem Einfluss erblicher Faktoren. Ab den früheren Kindheitsjahren bilden sich dazu Denkschemata, die im Laufe des Lebens durch Lernen ständig ergänzt, erweitert und verändert werden. Hinzu kommen für jeden Menschen seine Motivationen, die das Handeln prägen. Diese ganz individuellen Muster sind das Grundgerüst der einmaligen Persönlichkeit und führen auch zu ganz individuellen Stresserfahrungen.

Unterschiedliche Bewertung – gleichartige Reaktionen

Jeder Sinneseindruck wird vom zentralen Nervensystem auf dem Boden der angelegten Muster innerhalb von Sekundenbruchteilen bewertet. Signalisiert das Gehirn eine Gefahr, wird das Stresssystem in den Mandelkernen im



Wird eine Situation als bedrohlich bewertet, wird das Stresssystem im Gehirn aktiviert.

Gehirn (Amygdala) aktiviert. Der Körper bereitet sich vor auf Kampf (fight), Flucht (flight) oder zeigt eine Tot-Stell-Reaktion (freeze). Die Reaktionsmuster des Organismus auf Bedrohungen sind für jeden gleichartig. Es werden dann physiologische Stresskaskaden im Herz- und Kreislaufsystem aktiviert, mit Muskelanspannung und mit Ausschüttung von Adrenalin und Cortisol. Wie eine Situation jedoch bewertet wird, ist höchst individuell und hängt vom bisher Erlebten und Erlernten ab.

Moderne Persönlichkeitsmodelle erlauben es, Menschen anhand standardisierter Kriterien zu beschreiben. So lassen sich auch typische Stressmuster aufzeigen. Beispielsweise haben einige Menschen ein grosses Sicherheitsbedürfnis und erleben Unsicherheiten oder Unvorhersehbares als Stress. Andere fühlen sich von Plänen, Regeln und Ordnungen eingeengt und suchen lieber Überraschendes, Spass oder Abenteuer. Auch in Bezug auf Beziehungen oder zwischenmenschliche Interaktionen unterscheiden sich Menschen. Einige reagieren bei viel menschlicher Nähe oder zu wenig autonomem Freiraum mit Stresssympto-

men. Andere wiederum schätzen enge Gemeinschaft und den Austausch mit anderen. Diese Menschen erleben es als Stress, wenn sie viel alleine sind.

Lernfähig und veränderbar

Für jede Person ist es sehr wichtig, sich seiner Einzigartigkeit bewusst zu werden. Dazu helfen beispielsweise Persönlichkeitstests wie der mehrperspektivische Test «permOt». Individuelle Persönlichkeitsprofile und Fähigkeiten bereichern das Miteinander und sind für jede Gemeinschaft lebensnotwendig. Doch können einige persönliche Muster auch störend oder sogar behindernd sein. In Beratung und Therapie werden solche dysfunktionalen Eigenschaften und Verhaltensweisen aufgedeckt und bearbeitet. Dies ist möglich, weil das Geschöpf Mensch lernfähig ist und sich verändert, von der Zeugung bis zum Lebensende.



Dr. med. Albrecht Seiler ist Chefarzt der Klinik SGM Langenthal, einer christlichen Fachklinik für Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie.

info@klinik-sgm.ch

Gleichheit und Freiheit – zwei ungleiche Geschwister

Gleichheit und Freiheit waren zwei Kernlosungen mutmasslich aufgeklärter Revolutionen des späten 18. Jahrhunderts. Ihnen verdanken wir das moderne Rechtsverständnis vom bürgerlichen Subjekt. Gleichheit und Freiheit stehen aber auch in einer Spannung, die nur durch ein vermittelndes Drittes zu lösen ist.



Die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten über Gleichheit und Freiheit.

Der erste Satz der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776 gibt eindrucksvoll die Bedeutung von Gleichheit und Freiheit wieder: «Wir halten diese Wahrheiten für ausgemacht, dass alle Menschen gleich erschaffen worden, dass sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräusserlichen Rechten begabt worden, worunter sind Leben, Freiheit und das Bestreben nach Glückseligkeit.»

Freiheit und Gleichheit sind mehrdeutig. Man kann zum Beispiel frei von Unterdrückung, Sucht und Schmerzen sein. Dem steht die positive Freiheit gegenüber: Freiheit, die bevorzugte Partei zu wählen, sein Leben zu gestalten, seinen Glauben frei auszuüben.

Auch mit der Gleichheit ist es nicht eindeutig. Damit zwei Dinge qualitativ gleich sind, müssen sie gleiche Eigenschaften aufweisen – daher die Redensart, man könne Äpfel und Birnen nicht vergleichen. Tatsächlich tun wir das aber im Alltag. Wir vergleichen, wo einander Ähnliches Unterschiede aufweist, die es abzuwägen gilt, während das ihnen gemeinsame Gleiche den Vergleich überhaupt anregt. Wer auf

dem Einkaufszettel das Stichwort «Obst» abhaken möchte, kommt um den Vergleich von Äpfeln und Birnen nicht herum.

Gleichheit begrenzt Freiheit

Darin lag das revolutionäre Potenzial der zitierten Unabhängigkeitserklärung. Alle Menschen sind «gleich erschaffen» bezieht sich nicht auf die offensichtlichen, äusseren Unterschiede in Körpergrösse, Geschlecht, Haut- und Augenfarbe, sondern auf «gewisse, unveräusserliche Rechte», mit denen «alle Menschen» ausgestattet sind.

Dennoch wird auch heute in erhitzten Debatten oft so getan, als würde es beim Ringen um die rechtliche Gleichstellung gesellschaftlicher Gruppen darum gehen, alles «gleich machen» zu wollen. Wie kommt es zu diesem Missverständnis?

Freiheit steht immer in dialektischer Spannung zur rechtlichen Gleichheit. In der Freiheit entfalten sich Kreativität, Produktivität, Fantasie und Potenzial. Idealerweise sollte die eigene Freiheit aufhören, wo die des Nächsten beginnt. Dies ist, wo der Gleichheitsgedanke einsetzt. Durch rechtliche Gleichstellung soll verhindert werden, dass Menschen ihre Freiheit gegen andere missbrauchen, denn sonst nimmt sich der Mächtigere mehr Freiheiten heraus zum eigenen Vorteil. Dieses Regulativ kann als einschränkend empfunden werden.

Im Unterschied zur Freiheit ist Gleichheit auch nicht unmittelbar fassbar. Ich bin frei, wenn ich eine Wahl habe, fühle mich unfrei, wenn ich nicht handeln darf, wie ich möchte. Dass mein Nächster dasselbe Anrecht auf Würde, Anerkennung und Freiheit besitzen soll – das erfahre ich meist nicht unmittelbar. Dazu bedarf es eines mo-

ralischen Bewusstseins, der Empathie und des Glaubens an die rechtliche Gleichstellung.

Dies im Herzen zu kultivieren, ist nicht leicht. Noch schwieriger ist es, Menschen zu dieser Einsicht zu zwingen. Entsprechend haben Ideologien, welche die Gleichheit der Freiheit vorzogen, am Ende mit oft blutigster Gewalt die Freiheit mit Füßen getreten. Sie haben auf Uniformität und Gleichschritt gesetzt, nur um am Ende nicht im egalitären Paradies, sondern in der Willkürherrschaft zu landen, in der es weder Freiheit noch rechtliche Gleichheit gab. George Orwells Parabel über die Revolution der Farmtiere endet folgerichtig: «Alle Tiere sind gleich, aber manche sind gleicher.»

Der Höchste und der Nächste

Gleichheit und Freiheit dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden. Die Spannung zwischen beiden ist nicht zu lösen, sofern nicht ein vermittelndes Drittes hinzutritt. Stand in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung der Verweis auf den Schöpfer an erster Stelle, so erweiterte die französische Aufklärung die beiden Begriffe um die Forderung nach Brüderlichkeit, moderner vielleicht «Geschwisterlichkeit». Beide Ansätze erinnern daran, dass die Aufklärung ihre naturrechtliche Begründung von Gleichheit und Freiheit aus ihrem religiösen Erbe zog, die Beziehung zum Höchsten und zum Nächsten somit Ursache und Zweck von beiden sind.



Alexander Arndt hat Geschichte, Literatur- und Kulturwissenschaft studiert und arbeitet im Büro der EMK Baden. Zudem ist er in der Erwachsenenbildung sowie als Online-Redaktor für das «Jerusalem Center for Public Affairs» tätig.

✉ alex.arndt@gmx.net

Alle sitzen im gleichen Boot – auch mit ungleichen Meinungen

Alle im letzten Herbst neu gewählten Nationalräte und Ständerätinnen haben dieselbe Ausgangslage: Die Abläufe im Parlament müssen zuerst verstanden, der Umgang mit der vielen Post eingeübt und zur Priorisierung von Themen und Einladungen ein gangbarer Weg gefunden werden.

Dieser Gedanke hat mir schon einige Male zur Gelassenheit verholfen, wenn ich zu Beginn den Durchblick in meiner neuen Tätigkeit als Nationalrätin nicht hatte – und immer noch nicht vollständig habe. Umso mehr hat es mich gefreut, wenn ich einer Kollegin oder einem Kollegen schon etwas erklären konnte, wo sie oder er im Ratsbetrieb Hilfe benötigte. Umgekehrt ging es ihnen ähnlich, nehme ich an.

Neben der Erkenntnis, dass wir dasselbe Amt innehaben und ähnliche Herausforderungen kennen, gab es aber auch andere Vergleichsmomente. Bewusst habe ich darum schon einige Male während meiner ersten Session über die Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Gewählten nachgedacht. Jede gewählte Person hat einen anderen Werdegang zum Amt in die nationale Politik. Aber auch der persönliche und berufliche Rucksack ist breit und bunt gefüllt. Ich persönlich habe deshalb schon einige spannende und lehrreiche Gespräche führen dürfen.

Tragfähige Lösungen für alle

Vergleiche wie «wir sind im selben Boot», aber auch «wir sind unterschiedlich» – also sich «die Gleichheit» und «die Ungleichheit» vor Augen zu führen – sind für mich im politischen Alltag wichtig. Dies gilt auch in Bezug auf die politischen Geschäfte. Die Aufgabe der Politik besteht darin, Lösungen und Rahmenbedingungen für die gesamte Bevölkerung zu suchen und zu finden und dabei die Vielfalt der Regionen und Menschen, unter anderem ihre Fähigkeiten und ihre Lebenssituationen zu berücksichtigen. Mit anderen Worten: die Bevölkerung – unsere Gesellschaft – «gleich» zu setzen und trotzdem die «Ungleichheit» zu beachten.

Zurück zum Parlament. Zu lange bin ich schon in der Politik und weiss um die grosse Unterschiedlichkeit von Haltungen und Meinungen. Toll finde ich die Momente, wenn alle «am Tisch» sitzenden Personen die diversen Gesichtspunkte berücksichtigen und gemeinsam versuchen, eine gute Lösung zu erarbeiten. Immer wieder gibt es aber auch einfach unterschiedliche Lösungsansätze. Hier braucht es eine Abwägung diverser Kriterien, um sich dann für einen Weg zu entscheiden.

Schwieriger wird es häufig bei unterschiedlichen Welt- und Menschenbildern sowie Werthaltungen. Dabei muss mir stets bewusst sein: Meine Kolleginnen und Kollegen kann ich nicht ändern. Es wäre auch nicht richtig, wenn alle gleich wären, auch wenn man es sich bei diversen Anliegen wahrscheinlich wünschen würde. Ich kann aber ein Mitmensch sein. Dies ist meine Verantwortung. Schliesslich leiste ich durch meine Art und Weise, wie ich politisch mitgestalte, meine Meinung vertrete und hoffentlich überzeugte, wie ich auf meine Kollegen und Kolleginnen zugehe, ihnen zuhöre und Gutes unterstütze, einen wichtigen und gelingenden Beitrag für tragfähige Lösungen.

Wertschätzung gegenüber Menschen und Umwelt

Von einem Medium wurde ich zum Jahresbeginn gefragt, was ich mir von der Schweiz wünsche. «Wertschätzung geben: der Umwelt/Schöpfung, sich selbst, den Mitmenschen etc.», dies war meine Antwort. Wertschätzend zu leben, ist mir wichtig, da ich überzeugt bin, dass dies positive Auswirkungen auf unsere Lebensqualität hat – sei dies für mich persönlich wie für die Gesellschaft. Wertschätzung heisst, anzuer-



Nationalratssaal in Bern.

kennen, dass wir alle Menschen sind. Niemand mehr oder weniger Wert hat. Und auch: Die Unterschiedlichkeit der Begabungen und Lebensumstände zu erkennen. Im politischen Alltag ist mir diese Haltung eine Leitplanke für die Zusammenarbeit, meine Entscheidungen und meine Anliegen, für die ich mich einsetze.



Lilian Studer ist Nationalrätin der EVP des Kantons Aargau und Geschäftsführerin des Blauen Kreuzes Aargau/Luzern. Zwischen 2002 und 2019 war sie Grossrätin des Kantons Aargau, zwischen 2005 und 2009 Präsidentin der Jungen EVP.

✉ lilian.studer@parl.ch

GLEICHHEIT



ZUR THEOLOGIE DER GLEICHHEIT

Bei Gott gibt es kein Ansehen der Person

Im christlichen Glauben geht es weniger um Gleichheit der Menschen als um Gerechtigkeit und Einheit in der Beziehung mit Gott und den Mitmenschen. Damit ist das christliche Verständnis von Gleichheit mit den Prinzipien moderner Rechtsstaatlichkeit vereinbar, es steht aber in einer gewissen Spannung sowohl zur antiken Welt, in der es entdeckt wurde, als auch zur gegenwärtigen, die es radikal infrage stellt.

Wer in unserer spätmodernen Gegenwartskultur über Gleichheit redet, tut dies unweigerlich in einem Kontext, der von der rechtlichen Sphäre geprägt ist. Gleichheit bedeutet hier vor allem: Gleichberechtigung aller Menschen.¹ Dieses Anliegen erhält seine Virulenz je neu im Angesicht von Menschenrechtsverletzungen und Diskriminierungen, von denen die Zeitungen täglich berichten. Im Hintergrund stehen fundamentale Fragen nach Gerechtigkeit und den Mitteln ihrer Verwirklichung. Die Idee der Gleichberechtigung findet ihren für die moderne Welt wohl bedeutendsten Ausdruck in der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte vom 26. August 1789. Bereits im ersten Artikel steht dort der programmatische Satz: «Von ihrer Geburt an sind und bleiben die Menschen frei und an Rechten einander gleich.»² Diese neue Forderung wendet sich zunächst einmal gegen die alte Ständeordnung mit ihren als ungerecht empfundenen Privilegien für Klerus und Adel im Gegensatz zum benachteiligten dritten Stand. Das Ancien Régime war hierarchisch und asymmetrisch verfasst gewesen. Wenn auch in

stets unterschiedlichen Konfigurationen prägte eine solche gestuft organisierte Ordnung das menschliche Zusammenleben bis in die Neuzeit hinein – sie wurde damals als irdische Entsprechung zur wesensmässigen Hierarchie in den himmlischen Sphären verstanden.

Gerechtigkeit unter veränderten Vorzeichen

Wenn also heute etwas zur Theologie der Gleichheit gesagt werden soll, dann muss erstens dieser Kontext mitbedacht werden und zweitens fällt dann der Rückgriff auf die Quel-

Eine gestufte Ordnung des menschlichen Zusammenlebens wurde als irdische Entsprechung zur Hierarchie in den himmlischen Sphären verstanden.

len des christlichen Glaubens eher mager aus – und zwar weil es sich hier um ein zutiefst modernes Anliegen handelt. Unsere Vorfahren waren mit dem egalitären Anliegen in Bezug auf alle Menschen kaum beschäftigt bzw. unter ganz anderen Vorzeichen. Dabei muss aber betont werden: Ihre Welt unterscheidet sich von der gegen-

wärtigen nicht dadurch, dass Gerechtigkeit für sie kein Anliegen gewesen wäre. Von der Sehnsucht danach ist ja die Bibel durchzogen. Der Unterschied bezieht sich eher auf den Gehalt von Gerechtigkeit, die Mittel ihrer Verwirklichung und die Menschengruppe, der sie zugutekommt. Diese Differenz zeigt sich beispielsweise in der antiken Deutung der Vorstellung,

¹ vgl. Art. 8 der Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft vom 18. April 1999 SR. 101 (BV)

² Kuhn, Axel: Die Französische Revolution, Stuttgart, 2012, Reclam Verlag, S. 124

dass Gleichheit – verstanden als rechtlicher Imperativ zur Gleichbehandlung – meistens nicht zu Gerechtigkeit führen kann, weil nicht alle in jeder relevanten Hinsicht gleich sind.

Fairness bedeutet nicht immer Gleichbehandlung

Dieser Gedanke wurde schon bei Aristoteles grundgelegt, wenn er in der Nikomachischen Ethik schreibt, dass sich Streitigkeiten und Anklagen erst ergeben, «wenn Gleiche ungleiche Anteile oder Ungleiche gleiche Anteile haben und zugeteilt bekommen»³. Deshalb ist im antiken Denken politische Gerechtigkeit nicht als uniforme, sondern als proportionale Gleichheit zu verstehen: Gerechtigkeit heisst, dass jeder Mensch das verhältnismässig ihm Angemessene erhält und entsprechend behandelt wird.⁴ Demgemäss wird noch heute in der Schweiz der Gleichheitssatz («Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich»⁵) dahingehend angewandt, dass gilt: «Rechtsetzende Behörden müssen Gleiches nach Massgabe seiner Gleichheit gleich und Ungleiches nach Massgabe seiner Ungleichheit ungleich behandeln.»⁶ So kann im Sinne des Schweizer Gesetzes eine Ungleichbehandlung gerechtfertigt sein (das Gesetz sieht z.B. entsprechende «Massnahmen zur Beseitigung der Benachteiligungen von Behinderten»⁷ vor) und umgekehrt kann sogar eine «Diskriminierung durch Gleichbehandlung» rechtlich eingeklagt werden.⁸

Der grosse Umbruch: Weltbilder im Widerstreit

Was sich aber verändert hat zwischen der politischen Vision des Aristoteles und unserer Verfassung, ist – grob verkürzt – die Auflösung des Glaubens an eine kosmisch-hierarchische Ordnung zugunsten einer horizontal eingeordneten Vorstellung von der Wirklichkeit. In der Welt des Aristoteles wurde noch deutlich und wertend unterschieden zwischen dem qualifizierten Leben der (männlichen) Bürger und demjenigen von Frauen, Kindern und Tieren (siehe auch historischer Beitrag auf Seite 14). Dagegen denken heute viele, dass grundsätzlich alle Menschen gleich und sämtliche Unterschiede zwischen ihnen nachträglich kulturell und sozial konstruiert seien. In dieser Perspektive kann eine Ungleichbehandlung zweier Individuen letztlich nicht gerechtfertigt werden und muss als gewaltförmig erscheinen. Wenn aber – so wird dann argumentiert – Gleichheit hergestellt werden könnte in Bezug auf Status, Chancen und die Prozesse der Selbstbestimmung, dann würde sich im Ergebnis auch Gerechtigkeit einstellen.

³ Aristoteles: Nikomachische Ethik. Reinbek, 2017, Rowohlt Verlag, V,1131a, S. 167

⁴ vgl. ebd., V,1128b-1136a und V,1137a-1138a

⁵ Art. 8 Abs. 1 BV

⁶ Bemerkungen zu Art. 8 BV, <https://bv-art.ch/8> (3.1.2020)

⁷ Art. 8 Abs. 4 BV

⁸ vgl. Waldmann, Bernhard/Belser, Eva Maria/Epiney, Astrid (Hrsg.): Schweizerische Bundesverfassung (BV). Basler Kommentar, Basel, 2015, Helbing & Lichtenhahn Verlag, Art. 8, 64, S. 198

Rechnen mit dem Unverfügbaren

Dieser antiessentialistische⁹ Impuls, so berechtigt er in vielerlei Hinsicht auch sein mag, untergräbt dabei aber mit dem Anliegen, alle Wirklichkeit verfügbar zu machen, eine zentrale Intuition moderner Rechtsstaatlichkeit: nämlich dass es Institutionen gibt, die der Mensch nicht fabrizieren und der Staat nicht selber setzen, sondern nur anerkennen kann und daher achten und schützen muss. Ein gutes Beispiel dafür ist die Menschenwürde¹⁰, wie sie in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen 1948 (im Anschluss an diejenige von 1789) festgehalten wurde: «Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren.»¹¹ Mit der Menschenwürde sind dabei Bedeutung und Wert jedes einzelnen menschlichen Wesens bezeichnet.¹² Dieser Wert ist im Sinne der naturrechtlichen Reflexion unverlierbar und nicht an die Ausübung bestimmter Fähigkeiten oder an den Besitz gewisser Merkmale gebunden. Vielmehr gründet er sich in dem, was alle Menschen jenseits individueller Perspektiven und Handlungen verbindet. Die hier nicht gesetzte, sondern eben vor-

ausgesetzte Würde aller Menschen ergibt sich weder aus der antiken Philosophie allein noch aus einem spätmodernen Antiessentialismus. Begründet werden kann sie aber nicht zuletzt aus den Quellen des christlichen Glaubens.

Menschenwürde und Gottebenbildlichkeit

Nicholas Wolterstorff argumentiert für die Wirklichkeit von natürlichen Rechten, die im intrinsischen Wert der Dinge und der Menschen begründet sind und ihnen gegenüber ein bestimmtes Verhalten fordern.¹³ Er sieht eine solche Perspektive auf den Menschen bereits in den biblischen Schriften grundgelegt, und zwar insofern diese nicht nur über Gottes Selbstverpflichtung zur Gerechtigkeit reden, sondern auch darüber, dass der sich hier offenbarende Gott auch den Menschen zur Rechenschaft zieht und in die Verantwortung nimmt, ebenfalls gerecht zu leben.¹⁴ Das alttestamentliche Gebot der Nächstenliebe¹⁵, wie es von Jesus im Markus-Evangelium aufgegriffen und als Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe erläutert wurde¹⁶, konkretisiert diese biblische Aufforderung zur Gerechtigkeit.

Das Neue Testament spricht darüber hinaus dem Menschen explizit einen intrinsischen Wert zu. Jesus ermutigt seine Jüngerinnen und Jünger in den Evangelien mehrmals,

⁹ Mit «Antiessentialismus» wird hier die Überzeugung bezeichnet, dass es in der Wirklichkeit letztlich keine Essenzen oder Wesenheiten gibt, dass jeder Anspruch, sie zu kennen, mit Machtansprüchen verbunden und missbräuchlich ist und dass alle Wirklichkeit vom Menschen konstruiert ist.

¹⁰ vgl. Art. 7 BV

¹¹ Vereinte Nationen, A/RES/217 A (III), Art. 1, <https://www.un.org/depts/german/menschenrechte/aemr.pdf> (3.1.2020)

¹² vgl. Kilner, John: Human Dignity. In: Encyclopedia of Bioethics. Third Edition, Vol. 2, New York, Macmillan Reference USA, S. 1193

¹³ vgl. Wolterstorff, Nicholas: Justice. Rights and Wrongs, Princeton, New Jersey, 2008, Princeton University Press, S. 385-393

¹⁴ vgl. ebd., S. 129 (vgl. dazu exemplarisch Mt 6,8)

¹⁵ vgl. 3. Mose 19,18

¹⁶ vgl. Mk 12,29-31 (vgl. dazu auch die Goldene Regel in Mt 7,12)

sich keine Sorgen um das eigene Leben zu machen, und begründet dies folgendermassen: «Achtet auf die Raben: Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie haben weder Vorratskammer noch Scheune: Gott ernährt sie. Ihr seid doch viel mehr wert als die Vögel!»¹⁷ Wenn sich Gott um die Tiere und Pflanzen kümmert, wie viel mehr dann um den Menschen, den er in seinem Ebenbild geschaffen hat.¹⁸ Wolterstorff argumentiert nun, dass der Mensch durch sein Menschsein allein schon bedeutsam ist und dass aus diesem Wert begründet werden kann, wie er behandelt werden soll.¹⁹ Dieses göttliche Bild des Menschen, das heute im Begriff der Menschenwürde hervorgehoben wird, ist nach Henri de Lubac «eben nicht in diesem so und in jenem anders beschaffen: es ist in allen das gleiche»²⁰. Daraus ergibt sich im Sinne der christlichen Tradition nicht zwingend die Gleichheit aller Menschen, wohl aber deren Gleichwertigkeit.²¹

Fürsorge als Ausdruck von All-Einheit und Gerechtigkeit

Paulus macht genau diese Gleichwertigkeit der Menschen im Lichte ihrer faktischen Ungleichheit stark: Im 1. Korintherbrief zeichnet er am Beispiel des einen Leibes Christi das Bild einer All-Einheit, die gerade in ihrer Vielfalt und der Fülle ihrer Diversität das Abbild Gottes verwirklicht.²² Diese All-Einheit zielt nicht auf Gleichschaltung ab, sondern vielmehr auf eine organische Einheit, welche die Eigentümlichkeit ihrer vielen Teile wahrt und schützt. Zur Würdigung dieser Eigenarten gehört deshalb – so Paulus – auch die besondere Achtung und Ehrerbietung gegenüber denjenigen Gliedern, die schwach, benachteiligt oder unansehnlich sind.²³

Menschsein im Ebenbild des dreieinen Gottes

Die theologische Reflexion der darauffolgenden Jahrhunderte bestätigte diesen frühchristlichen Impuls im Glauben an den dreieinen und dreifaltigen Gott, wie er in den christlichen Glaubensbekenntnissen überliefert wird. Christen glauben an einen Gott in drei Personen: Vater, Sohn und Heiliger Geist. Faszinierenderweise ist gerade deren personale Unterschiedenheit genauso Teil des Glaubensbekenntnisses wie ihre wesensmässige Gleichheit. Alle Differenz ist geeint in Gottes interpersonaler Liebe: Jede der drei Personen vollzieht gerade in ihrer Eigentümlichkeit diese Liebe von den jeweils anderen her und auf sie hin in einer ewigen göttlichen Gemeinschaft. Das menschliche Leben in Gemeinschaft soll letztlich ein Ab-

Die Menschenwürde ist unverlierbar und nicht an die Ausübung bestimmter Fähigkeiten oder an den Besitz gewisser Merkmale gebunden.



Das Bild «Fortuna» ist von Manuel A. Dürr. Dazu gehört der Spruch aus Brechts Dreigroschenoper: «Denn die einen sind im Dunkeln und die andern sind im Licht und man siehet die im Lichte, die im Dunkeln sieht man nicht.» www.manuelandreas.com

glanz dieses göttlichen Lebens sein, das die Vielfalt in liebender Einheit zusammenhalten kann.

Zusammenfassend kann also noch einmal gesagt werden: Der Theologie geht es in gewissem Sinne weniger um Gleichheit als um Einheit und Gerechtigkeit. Diese müssen

sich in Liebe und Barmherzigkeit realisieren und können deshalb sogar die situative Ungleichbehandlung bzw. Bevorzugung gewisser Menschen erfordern. Es sind nicht alle Menschen einfach gleich, aber in ihrer Würde als Ebenbilder Gottes sind alle gleich-

wertig und entsprechend sollen sie behandelt werden, denn: Nur in dieser in Liebe geeinten Vielfalt wird der unsichtbare Gott sichtbar.



Oliver Dürr, geboren 1993, verheiratet, hat Theologie und Geschichte studiert und ist Diplomassistent am Lehrstuhl für Dogmatik und Theologie der Ökumene an der Universität Fribourg. Er ist Mitarbeiter des Studienzentrums für Glaube und Gesellschaft und Teil der Gemeindeleitung der «Landeskirchlichen Gemeinschaft jahu» in Biel.

✉ oliver.duerr@unifr.ch

¹⁷ Lk 12,24 (vgl. auch Mt 6,25-34; Mt 10,31; Mt 12,11 f.)

¹⁸ vgl. 1 Mose 1,27

¹⁹ vgl. Wolterstorff, S. 130 f.

²⁰ De Lubac, Henri: Glauben aus der Liebe, Einsiedeln, 1992, Johannes Verlag, S. 26

²¹ Genauso wird übrigens auch der Art. 8 BV gedeutet (vgl. Waldmann/Belser/Epiney, Basler Kommentar, S. 213)

²² 1 Kor 12,12-31 (vgl. auch Kol 1,15-22)

²³ vgl. 1 Kor 12,22-25



FRAUEN IN DER KIRCHE

Das Licht nicht unter den Scheffel stellen

Aufgezeichnet von Daniela Baumann | **Es ist unverkennbar – nicht erst seit dem grossen Frauenstreiktag im letzten Sommer: Die Gleichstellung und -berechtigung der Geschlechter bewegt die Gesellschaft auch noch im 21. Jahrhundert. Wie es um diese Frage in den Kirchen steht, lässt sich nicht pauschal sagen. Drei Frauen in verantwortungsvollen Positionen in der römisch-katholischen Kirche, der reformierten Kirche und in einer Freikirche geben einen persönlichen Einblick.**

Yvonne Szedlák-Michel: Für mich war bis vor ein paar Jahren klar, dass Frauen und Männer in unserer Gesellschaft grundsätzlich gleichgestellt sind und dass es die Generationen vor mir waren, die diesen Kampf ausgefochten hatten. Erst mit dem Einstieg in den Pfarrberuf wurde die Geschlechtergleichstellung für mich zum Thema; ich merkte, dass es doch noch mehr zu tun gibt als gedacht. Trotz der genau gleichen Ausbildung wie meine männlichen Kollegen war und bin ich im Pfarramts-Alltag teilweise mit Erwartungen konfrontiert, die mich befremden. So zum Beispiel, wenn automatisch davon ausgegangen wird, dass ich als Pfarrerin auch einen Zopf zum Kirchenkaffee mitbringe – was von einem Pfarrer nie erwartet würde. Ich nehme auch gewisse Vorurteile wahr, wenn es als untypisch erachtet wird, dass ich als Frau die Leitung übernehmen möchte. Ich denke, dies hängt mit Klischees und Frauenbildern zusammen, die auch – aber längst nicht nur – in der Kirche stark präsent und extrem schwierig «auszurotten» sind.

Ich habe inzwischen gelernt, spielerisch und fast schon lustvoll mit diesen klischeehaften Rollen umzugehen. So bringe ich auch mal einen Zopf mit, von mir oder von meinem Mann gebacken. Damit kann ich manchmal ein Augenöffner sein: Menschen realisieren plötzlich, dass ihre Erwartungen wenig reflektiert sind.

Es ist nicht so, dass in der reformierten Kirche insgesamt Frauen nicht gleichberechtigt wären. Doch die lokalen Ausprägungen von Kirche werden von den Menschen vor Ort mit

ihren Einstellungen und Haltungen geprägt. Und diese lassen sich nicht von oben vorschreiben und von heute auf morgen verändern. Ich wünsche mir eine Veränderung in dem Sinn, dass grundsätzlich jeder Mensch – jede Pfarrerin, jeder Pfarrer – so genommen wird, wie er ist. Wir sind als Frau und Mann in der Gottesebenbildlichkeit neben- und füreinander geschaffen. Vor diesem theologischen Hintergrund sollte die Kirche aktiv auf eine Veränderung hinwirken, aber ohne dem Feminismus zu verfallen. Denn der Sache ist auch nicht gedient, wenn Jesus zur Frau erklärt wird. Es geht darum, Gleichwertigkeit zu leben.



Yvonne Szedlák-Michel ist Pfarrerin in der reformierten Kirchgemeinde Ittigen (BE). Ihre Botschaft an die Frauen in der Kirche: Das Frau-Sein ist nicht das einzige, was uns definiert. Wir dürfen unsere Gaben als Frauen leben, aber wir sind immer mehr als «nur» Frauen. Lasst uns entspannt mit dem Frau-Sein umgehen.

Milena Šelemba: Als ich vor gut 20 Jahren das Theologiestudium auf Chrischona begann, war der Pastorenberuf in den Chrischona-Gemeinden für Frauen noch nicht zugänglich. In dieser Situation setzte ich mich erstmals mit der Gleichstellung der Geschlechter auseinander und auch in der Chrischona kam die Frage damals erst so richtig auf. Im Verlauf dieses Prozesses wuchs in mir die Überzeugung, dass mein Weg auch biblisch-theologisch richtig ist und ich die passenden Gaben für den Pastorenberuf habe. Das biblische Gemeindeverständnis ist nicht geprägt von einem hauptamtlichen Leiter, sondern von einem Team, das die Verantwortung den individuellen Gaben entsprechend gemeinsam wahrnimmt und in dem auch Frauen ihren Platz haben. Doch ich wollte meinen Weg nicht auf Biegen und Brechen erkämpfen. Ich hätte ihn auch nicht eingeschlagen, wenn neben Kritikern nicht auch viele Menschen mir den Rücken gestärkt hätten und mir begleitend zur Seite gestanden wären. Ich denke, es waren damals im Chrischona-Gemeindeverband zum richtigen Zeitpunkt die richtigen Personen bereit, für diese Sache zu kämpfen. So ging die Türe auf und ich wurde die erste Pastorin.

In meiner ersten Gemeinde spürte ich aber schon noch Widerstand, auch von vielen Frauen. Sie waren teilweise im Dilemma, dass sie mich persönlich zwar bejahten, aber ihre innere Einstellung mein Amt grundsätzlich nicht zulies. Auch nach Jahren blieb in einzelnen Köpfen die Erwartung,



Milena Šelemba ist Pastorin der Chrischona Beringen (SH). Ihre Botschaft an die Frauen in der Kirche: Lasst uns gemäss unseren Gaben und Persönlichkeiten vermehrt unseren Platz einnehmen, und dies auf eine gewinnende Art und Weise. Stellen wir unser Licht nicht unter den Scheffel.

dass ich mich als Frau klassischerweise in der Kinder- und Frauenarbeit engagiere, nicht aber als Pastorin.

Beim Antritt meiner neuen Stelle als leitende Pastorin vor wenigen Monaten war es indes überhaupt kein Thema mehr. Ich bin in meiner Leitungsfunktion eines Teams von drei Männern und zwei Frauen voll und ganz akzeptiert. Ich weiss von anderen Frauen in ähnlichen Positionen, die immer wieder schwierige Erfahrungen aufgrund ihres Geschlechts gemacht haben. Ich selber habe das Glück, in einer flexiblen Gemeinde tätig zu sein, die mir auch als Mutter dreier kleiner Kinder und mit meinem Teilzeitpensum viele Möglichkeiten bietet. Überhaupt rücken in unserem Verband, aber auch in den lokalen Gemeinden das Miteinander und die gegenseitige Ergänzung immer stärker in den Fokus – statt die Unterschiedlichkeit als Gefahr zu sehen. Ich wünsche mir, dass wir in der Kirche bereit sind, einander mit unseren unterschiedlichen Persönlichkeiten und Gaben richtig einzusetzen.

Veronika Jehle: Als Jugendliche habe ich mir das Verhältnis von Frau und Mann so vorgestellt, dass es verschiedene Aufgaben und Gaben gibt, die vielleicht auch entsprechend der Geschlechter verteilt sind. Inzwischen sind für mich die Grenzen fließender und mein Empfinden für Ungerechtigkeit grösser geworden. Die unterschiedlichen Begabungen, mit denen wir Menschen uns ergänzen, sind meines Erachtens nicht primär geschlechtsabhängig.

Die Rolle der Frau ist eines der grossen Themen, welche die katholische Kirche herausfordern. Ich lebe persönlich in einer «verrückten» Spannung: Einerseits fühlte ich mich in meiner täglichen Arbeit bis heute nicht diskriminiert, sondern willkommen, wertgeschätzt und auch gefördert. Ich finde meine Arbeit in der Spitalseelsorge unglaublich schön, habe viele Freiheiten und werde als junge Frau immer wieder ermutigt, meinen Weg weiterzugehen. Zudem arbeiten wir unter Priestern, Diakonen und Theologinnen gleichberechtigt zusammen. Sobald es aber darum geht, was mir als Frau in der katholischen Kirche verwehrt ist, wird das Problem stets an die jeweils nächsthöhere Instanz delegiert. Und dort, auf der institutionellen Ebene, verschwimmen die Gegenüber. Ich habe noch niemanden getroffen, der Verantwortung übernehmen wollte und Entscheidungen getroffen hätte. Etwa, dass für die Verkündigung des Evangeliums nicht das Geschlecht oder die sexuelle Orientierung, sondern Berufung und Ausbildung massgebend sind. Ich bin nicht die erste, die das fordert. Schon frühere Bewegungen, die sich für Veränderung stark machten, wurden – teilweise auch bewusst – ins Leere laufen gelassen.

Die aktuelle Situation ist für mich alles andere als befriedigend: Es wäre zentral, dass ich Sakramente spenden könnte. Für die meisten Menschen, die ich begleite, wäre das total naheliegend. Deshalb erhebe ich meine Stimme, starte öffentliche Aktionen und vernetze mich mit Gleichgesinnten. Das gibt mir eine gewisse Selbstbestimmung in meiner – rein institutionell gesehen – machtlosen Stellung.

Schockiert bin ich über die unzähligen Missbräuche. Es ekelt mich, dass viele Verantwortliche in Bistümern und in der Kurie diese so lange vertuscht haben. Heute ist klar, dass es so nicht weitergehen kann. Inwiefern dadurch auch Schritte zur Gleichberechtigung von Frauen und Männern gegangen werden, ist meines Erachtens mehr als unsicher. Im Grunde geht es nicht um einzelne, isolierte Probleme, sondern um eine Veränderung der Haltung, wie wir unsere Kirche leben wollen.



Veronika Jehle ist katholische Theologin und als Spitalseelsorgerin, Redaktorin und Sprecherin beim «Wort zum Sonntag» tätig. Ihre Botschaft an die Frauen in der Kirche: Ergreift das Wort – nicht in einem revolutionären Sinn, sondern aus einer seelsorgerlichen Haltung heraus: Wir können lebendig und gesund Kirche leben, wenn wir uns gegenseitig gleichberechtigt anerkennen und mitmenschlich miteinander umgehen.



GLEICHHEIT IN DER GESCHICHTE

Von der antiken «Isonomia» zum modernen Sozialstaat

Gleichheit gehört neben Menschenwürde und Freiheit zu den zentralen Werten demokratischer Gesellschaften. Doch was bedeutet Gleichheit genau, woher kommt die Gleichheitsidee und wie hat sich diese historisch entwickelt?

Gleichheit bezeichnet erstens einen Zustand der Übereinstimmung in vielen Merkmalen, also so viel wie grosse Ähnlichkeit, und zweitens die gleiche Stellung von Personen und Gruppen vor dem Gesetz, das heisst auch deren gleichen Rechte.¹ Dahinter stehen die Prinzipien der Gerechtigkeit und der Gleichbehandlung (Willkürverbot).² In der westlichen Definition wird Gleichheit zudem im Sinn von Gleichwertigkeit und gleicher Würde der Menschen verwendet, die unabhängig von klar bestimmten Merkmalen und Unterschieden wie Herkunft, Rasse, Geschlecht, Alter, Sprache, soziale Stellung, Lebensform, Überzeugung oder Behinderung gilt (Diskriminierungsverbot).³

Revolutionäres christliches Gleichheitsideal

Historisch lässt sich die Gleichheitsidee bis in die Antike zurückverfolgen. In Griechenland bezeichnete «Isonomia» die politische Gleichheit aller Vollbürger einer griechischen Polis, wobei die grosse Mehrheit der Bevölkerung (Sklaven, Frauen und Bürger ohne Bürgerstatus) von der Mitbestimmung ausgeschlossen blieb. Die Gleichheitsidee im frühen

Christentum ging dagegen viel weiter, ja war geradezu revolutionär. Im Brief an die Galater schreibt der Apostel Paulus: «Hier ist nicht Jude noch Griechen, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.»⁴ Dieser Glaube an die Gleichheit der Seelen vor Gott ging von der fundamentalen Gleichheit aller Menschen aus. Der Politikwissenschaftler Larry Siedentop sieht darin sogar die Geburtsstunde der modernen liberalen Gesellschaft: Nach einem langen Ringen sei das christliche Gleichheitsideal von der Naturrechtslehre und der Aufklärung aufgenommen und danach in eine rechtliche und politische Form gebracht worden, so dass sie für den Einzelnen wirksam geworden sei.⁵

Die frühchristliche Gleichheitsidee wurde im Mittelalter zwar wieder in den Hintergrund gedrängt, blieb aber als Vorstellung stets präsent. Ihren Ausdruck fand sie beispielsweise in den Darstellungen des Jüngsten Gerichts in der bildenden Kunst: Niemand – gleich welchen Standes – konnte dem Tod und dem Gericht Gottes entkommen. Diese Gleichheit bezog sich jedoch nur auf den Glauben und nicht auf die feudale Gesellschaft, die im Mittelalter ständisch-hierarchisch gegliedert war. Gleich war man nur innerhalb seines Standes.

¹ vgl. Fraas, Claudia: Karrieren geschichtlicher Grundbegriffe – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, in: Loster-Schneider, Gudrun (Hrsg.), Revolution 1848/49. Ereignis – Rekonstruktion – Diskurs, St. Ingbert, 1999, Röhrig, S. 14

² vgl. Dann, Otto: Gleichheit und Gleichberechtigung. Das Gleichheitspostulat in der alteuropäischen Tradition und in Deutschland bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert, Berlin(-West), 1980, Duncker und Humblot, S. 20

³ vgl. Art. 8 der Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft vom 18. April 1999

⁴ Gal 3,28

⁵ vgl. Siedentop, Larry: Die Erfindung des Individuums. Der Liberalismus und die westliche Welt, Stuttgart, 2015, Klett-Cotta

Gleichberechtigung in der Kirche

Einen wichtigen Impuls zur Gleichheitsidee gab der Reformator Martin Luther. Ihm zufolge liessen sich Unterscheidungen und Vorrechte Einzelner innerhalb der Kirche nicht begründen. Denn vor Gott seien alle in gleicher Weise sündig und gerechtfertigt. Die christliche Gemeinde sollte deshalb nach dem Prinzip der brüderlichen Gleichberechtigung leben. Luthers Idee des Priestertums aller Gläubigen fand breiten Anklang und trug zur Auflösung der ständisch-hierarchisch strukturierten mittelalterlichen Kirche bei. Jedoch wandte sich Luther gegen eine Anwendung der reformatorischen Gleichheitsthese auf die sozialen Zustände, wie sie im Bauernkrieg von 1525 von den aufständischen Bauern reklamiert wurde. Er unterschied zwischen einer inneren, auf den Glauben gerichteten Gleichheit aller Christen vor Gott und einer notwendigen äusseren Ungleichheit der Menschen in der Welt (Zwei-Reiche-Lehre).

Bürgerliche Reformbewegungen

Die ständisch geprägten Ungleichheiten wurden erst durch die Emanzipationsbestrebungen des neuzeitlichen Bürgertums endgültig überwunden. Das mit der Entwicklung von Gewerbe und Handel erfolgreiche städtische Bürgertum sowie die aufstrebende bürgerliche Verwaltungselite in den sich neu formierenden Territorialstaaten forderten immer stärker rechtliche Gleichheit und gleiche Freiheit gegenüber dem herrschenden Adel ein. Nicht mehr Geburt und Stand sollten von Bedeutung sein, sondern Tugend und Leistung. Gemäss dem Sozialhistoriker Otto Dann wurde Gleichheit zu einem der führenden Leit- und Kampfbegriffe der neuzeitlichen Geschichte.⁶ Das geistige Fundament für die Forderung nach Gleichheit lieferten die modernen Naturrechtstheorien und die Aufklärung, wobei ihnen wie bereits ausgeführt der Verdienst zukam, die frühchristliche Gleichheitsidee in einen allgemeingültigen Sozialstatus umgewandelt zu haben. Die amerikanische Unabhängigkeitserklärung von 1776 begründete die Gleichheit sogar explizit aus dem biblischen Schöpfungsglauben.⁷

In zahlreichen Ländern kam es zu erfolgreichen bürgerlichen Revolutionen oder Reformen. Verfassungen garantierten Rechtsgleichheit und grundlegende Freiheiten und begrenzten die staatliche Macht durch Gewaltenteilung. Von der Teilhabe an der politischen Macht profitierte vorerst nur das liberale Besitz- und Bildungsbürgertum, das sich in seiner Stellung bedroht fühlte und deshalb das Kleinbürgertum und die wachsende Arbeiterschaft von der politischen Partizipation ausschloss. So banden zum Beispiel in der Schweiz

einige kantonale Verfassungen nach der liberalen Revolution von 1830 das Wahlrecht an ein bestimmtes Vermögen, an Bildung, Beruf, Konfession oder den Wohnort. Dank einer starken demokratischen Bewegung im 19. Jahrhundert, die Gleichheit in der politischen Partizipation einforderte, setzte sich das gleiche und allgemeine Wahlrecht nach und nach durch.

Soziale und ökonomische Ungleichheiten

Je weiter eine rechtliche und politische Gleichstellung in Verfassung und Gesetzgebung verwirklicht wurde, desto mehr rückten mit der Ausbreitung des kapitalistischen Wirtschaftssystems im Zuge der industriellen Revolution auch die sozialen und ökonomischen Ungleichheiten ins politische Bewusstsein. Der französische Philosoph Jean-Jacques Rousseau führte die vorherrschenden Missstände in der Gesellschaft auf die soziale Ungleichheit zurück. Für ihn setzte Freiheit eine umfassende Gleichheit und die Orientierung am Gemeinwohl voraus.

Forderungen nach sozialer Gleichheit und ökonomischer Gerechtigkeit wurden von einer zunehmend einflussreicheren Arbeiterbewegung erhoben, wobei die Spannweite von der Zähmung des kapitalistischen Systems mittels Umverteilung (liberale Sozialdemokratie) bis hin zu dessen vollständiger Überwindung durch eine klassenlose Gesellschaft (kommunistischer Sozialismus) reichte.⁸ Die soziale Frage beherrschte das politische Geschehen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein. In den westeuropäischen Staaten versuchte man der sozialen Ungleichheit mit der Schaffung des Sozialstaates zu begegnen. Der Fokus lag dabei primär auf der Chancengleichheit und nicht wie in den sozialistischen Staaten auf der Ergebnisgleichheit.

Neu auf die Gleichheitsagenda kamen im Verlauf der Zeit weitere Themenbereiche wie Geschlecht, Behinderung, sexuelle Orientierung und Alter. Aus historischer Sicht ist ein Trend hin zu einer immer umfassenderen sozialen Gleichstellung feststellbar. Ob sich diese Entwicklung auch in Zukunft fortsetzt, bleibt jedoch offen. Die Geschichte zeigt, dass sich soziale Gleichberechtigung jeweils nur durch eine konkrete gesellschaftliche Auseinandersetzung durchsetzen lässt.⁹

Die Gleichheitsidee im frühen Christentum war geradezu revolutionär.



Philippe Messerli hat an der Universität Bern Geschichte und Politikwissenschaften studiert. Er ist Co-Geschäftsführer der EVP Kanton Bern und Gemeinderat (Exekutive) in Nidau. Er politisierte während acht Jahren im Grossen Rat des Kantons Bern.

✉ philippe.messerli@evp-be.ch

⁶ vgl. Dann, S. 85

⁷ «Alle Menschen sind gleich geschaffen» und «der Schöpfer hat ihnen bestimmte unveräusserliche Rechte verliehen»; vgl. auch 1 Mose 1,26-28

⁸ vgl. Koller, Peter: Die Idee sozialer Gleichheit, In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Vol. 37, 2012, S. 89 f.

⁹ vgl. Dann, S. 9

VON DER SKLAVEREI IN DIE FREIHEIT

«Für die Sklavenhalter ist eine Kuh kostbarer als ein Sklave»

Interview: Reto Baliarda | Die Menschenrechtsorganisation «Christian Solidarity International» (CSI) befreit jährlich mehrere tausend Sklavinnen und Sklaven im Sudan, die während des Bürgerkriegs vom Süden in den Norden entführt worden sind. Projektmanager Franco Majok koordiniert vor Ort jeweils den Empfang für die befreiten Sklaven. Im Interview erklärt er, mit welcher Ungleichheit die Sklaven im Sudan leben müssen.

Magazin INSIST: Wenn ich an Gleichheit und die Sklavenbefreiung im Sudan denke, dann stelle ich zunächst fest, dass ungleich mehr Frauen als Männer befreit in den Südsudan zurückkehren.

Franco Majok: Das ist richtig. Auch bei einer der letzten Befreiungen im Mai 2019 beispielsweise befanden sich unter den 400 Rückkehrern 252 Frauen.

Was sind die Gründe dafür?

Während des Bürgerkriegs kämpften viele Männer an der Front der Sudanesischen Volksbefreiungsarmee (SPLA). Sie waren nicht zuhause, als ihre Dörfer von sudanesischen Milizen überfallen und deren Bewohner entführt wurden. Kommt dazu, dass anwesende Männer bei den Überfällen oder auch während der Entführung in den Norden häufig getötet wurden. Dies vor allem, weil sie sich eher zur Wehr setzten als die Frauen. Zudem verrichten Frauen klassische Hausarbeiten wie Putzen oder Kochen und sind für die sudanesischen Sklavenhalter häufig von grösserem Nutzen.

Die meisten Sklaven sind oder waren über mehrere Jahre gefangen. Wo kommt in dieser Lebenslage die Ungleichheit gegenüber freien Menschen besonders zum Ausdruck?

Die Sklaven sind rechtlos, haben keine Freiheit und werden misshandelt. Frauen wie Männer werden zu harter Arbeit gezwungen; die Frauen meist im Haushalt, die Männer mit dem Vieh. Statt einen Lohn zu erhalten, werden sie geschlagen und aufs Übelste beschimpft. Viele erhalten nicht einmal genügend zu essen. Die meisten Sklaven berichten nach der Befreiung, dass sie höchstens Essensreste bekommen haben. Viele Frauen werden vergewaltigt und gezwungen, mit fremden Männern zu schlafen. Vielfach müssen Frauen ausserdem die Genitalverstümmelung über sich ergehen lassen.

Gibt es unter den befreiten Sklavinnen auch solche, die während der Versklavung ungleich besser behandelt wurden?

In manchen Fällen beschützt die Mutter des Sklavenhalters die Frau gegen körperliche Misshandlung oder sexuelle Aus-

beutung. Auch gibt es Sklavenhalter, die von sexuellen Übergriffen und einer Genitalverstümmelung absehen.

Manche Sklaven werden geheim befreit, in anderen Fällen lassen die Sklavenhalter sie ziehen, wenn sie von den arabischen Befreiern Medikamente für ihr Vieh erhalten. Der Preis der Medikamente beträgt umgerechnet gut 50 Franken – nicht gerade viel für ein Menschenleben.

Für die Sklavenhalter sind die Sklaven aus dem Südsudan wertlos. Sie bezeichnen sie nicht einmal als Menschen. Eine Kuh ist für sie kostbarer. Viele ehemalige Sklaven bestätigen mir auch, dass sie sich bei der Befreiung zum ersten Mal als gleichwertige Menschen gefühlt haben. Entgegen ihren bisherigen Erfahrungen spüren sie, dass sich jemand für sie einsetzt.

Und Sie behandeln die befreiten Sklaven beim Empfangsfest auch gleich.

Ja, alle erhalten einen Startsock sowie eine Milchziege und Nahrungsmittel. Bei der Verteilung werden aber zuerst die Frauen berücksichtigt. Sie sind schüchterner und meistens schwerer traumatisiert als die Männer. Wir wollen sie ermutigen.



Franco Majok ist Projektmanager von Christian Solidarity International (CSI) im Südsudan. Er stammt selbst aus dem Südsudan und reist für CSI fünf- bis sechsmal pro Jahr dorthin, um jeweils den Empfang der befreiten Sklaven zu organisieren.

Haben ehemalige Sklaven im Südsudan nach der Befreiung die gleichen Chancen?

Praktisch alle können durch ihre Nachnamen identifiziert werden, sodass wir wissen, aus welchem Dorf sie stammen. Ist eine Identifikation nicht möglich oder sind keine Verwandten mehr zu finden, werden sie in einer Dorfgemein-

schaft aufgenommen. Hier ist auch die Zusammenarbeit mit den örtlichen Kirchen sehr wichtig. Zudem können alle eine Hütte bauen und Landwirtschaft betreiben. Aber wie das im Leben so ist: Menschen gehen mit ihren Möglichkeiten unterschiedlich um.



Fast 20 Jahre lang war Awien Deng Akoon eine rechtlose Sklavin. Sie ist dankbar für ihr neues Leben in Freiheit.

Awien Deng Akoon – eine von über 100000 befreiten Sklavinnen

CSI befreit seit 1995 Sklavinnen und Sklaven, die während des Bürgerkriegs zwischen 1983 und 2005 vom Süden des Sudans in den Norden verschleppt wurden. Jeder befreite Sklave erhält einen Sack mit wichtigen Utensilien, eine Milchziege und Hirse. Bei gesundheitlichen Problemen erhalten sie erste medizinische Versorgung in der Buschklinik von CSI. Die heute 30-jährige Südsudanerin Awien Deng Akoon wurde als kleines Mädchen entführt. Sie stammt aus dem Nordwesten des heutigen Südsudans, wo die überwiegende Mehrheit Christen und Animisten sind. Sie war gerade mal sieben Jahre alt, als islamistische Milizen aus dem Sudan ihr Dorf überfielen und sie gefangen nahmen. «Ein arabischer Kämpfer kam auf mich zu. Ich rechnete jeden Moment damit, dass er mich töten würde», erinnert sie sich noch genau. Der Kämpfer befahl ihr, mit anderen Gefangenen des Dorfes mitzukommen.

Traumatische Entführung

Die Verschleppung in den nördlichen Teil des Sudans dauerte mehrere Tage an. Awien durfte nicht mit anderen Gefangenen sprechen. Zu essen erhielt sie kümmerliche Speisereste, falls es überhaupt welche gab. «Das war viel zu wenig, um meinen quälenden Hunger zu stillen», klagt sie. Auch blieben dem schutzlosen Mädchen traumatische Er-

lebnisse nicht erspart. Zwei sudanesischen Entführer fielen über sie her und vergewaltigten sie.

Angekommen in einem sudanesischen Dorf, wurde Awien einem Mann namens Ahmed übergeben, der sie als Sklavin zu sich nach Hause nahm. Das kleine Mädchen musste fortan täglich für Ahmeds Grossfamilie schuften. Sie wurde gezwungen, die Kleider zu waschen, das Haus zu putzen oder auch schwere Wasserkübel zu schleppen. «Obwohl ich mir die grösste Mühe gab, war Ahmed häufig unzufrieden. Dann schrie er mich an und beschimpfte mich als dreckige Negerin.»

Selbst nachts wurde sie vielfach nicht in Ruhe gelassen. Immer wieder riss Ahmed das Mädchen aus dem Schlaf und befahl ihr, Hausarbeiten zu verrichten. Als Awien heranwuchs, wurde sie unter Todesdrohungen gezwungen, zum Islam überzutreten. Der schlimmste Albtraum war für sie aber der Tag, an dem ihre Genitalien verstümmelt wurden. Zwei Frauen packten sie frühmorgens und vollzogen die Tortur. «Es war derart schmerzhaft, dass ich lange Zeit weinen musste», erinnert sie sich mit Schauern zurück.

Erlösende Befreiung

Es war am 28. Juni 2019, als Awien für ihren Gebieter wieder einmal Wasser besorgen musste. An der Wasserstelle wurde sie von einem Sudanese in ihrer Muttersprache Dinka angesprochen. Der von CSI beauftragte Befreier bot ihr an, sie in den Südsudan zu begleiten. Awien zögerte keinen Augenblick und ging mit ihm an einen geheimen Ort, wo sie weitere befreite Sklaven aus ihrer Heimat antraf. Während der Rückführung wurde sie so gut behandelt wie noch nie in ihrem Leben: «Der Araber gab mir genug zu essen und schenkte mir ein neues Kleid.»

Awien ist heute 30-jährig und geniesst ihr neues, würdevolles Leben in Freiheit. «Ich danke Gott, dass er mich in meine Heimat zurückgebracht hat.»



Reto Baliarda ist Redaktor bei der christlichen Menschenrechtsorganisation «Christian Solidarity International». Im Sommer 2017 reiste er in den Südsudan und sprach dort mit befreiten Sklavinnen und Sklaven.

✉ reto.baliarda@csi-schweiz.ch
 🌐 www.csi-schweiz.ch



LEBEN MIT UNGLEICHHEIT

«Eine psychische Behinderung ist schwieriger als eine körperliche»

Interview: Martina Seger-Bertschi | **Die freischaffende Theologin Simea Schwab ist ohne Arme zur Welt gekommen. Im Interview spricht sie über diese offensichtliche Ungleichheit gegenüber der Mehrheit. Ausserdem erzählt sie, weshalb sie dankbar ist, eine jüngere Schwester zu haben, und warum die Bundeshauptstadt für Menschen in einem Rollstuhl ein Affront ist.**

Magazin INSIST: In welchen Situationen ist Ihnen Ihre körperliche Ungleichheit nicht oder wenig bewusst?

Simea Schwab: In vielen. Wenn ich zum Beispiel in die Kirche gehe, mit meinen Freunden zusammen bin, dann spielt sie gar keine Rolle. Auch nicht, wenn ich mit ihnen in ein Restaurant essen gehe – falls ich dort schon einmal war (schmunzelt). Ich habe glücklicherweise Freunde, die sich nicht behindern lassen, die ein bisschen verrückt sind und Mut haben. Mit denen war ich auch schon mal Kanu fahren oder auf einer Wanderung.

Das Gegenteil kennen Sie sicher auch: dass Sie Ihre körperliche Behinderung deutlich wahrnehmen?

Ja, da denke ich vor allem an die Zugänge der öffentlichen Gebäude und ans Reisen mit dem öffentlichen Verkehr. In der Bundeshauptstadt ist es tatsächlich nicht möglich für mich, alleine aus dem Zug zu steigen – ein Affront! Die Perons sind zu tief. So muss ich mich jeweils anmelden, dass ein Mobilhelfer mich auf meinem Elektro-Rollstuhl mithilfe eines Lifts ausladen kann. In Kerzers, wo ich wohne, kann ich jedoch zum Glück selber ein- und aussteigen. Und wenn ich von Bern ohne Hilfe nach Hause gehen will, nehme ich das Tram bis Bern Brünnen und steige dort in den Zug um.

Wie reagieren jeweils die Mitreisenden?

Es kommt vor, dass Menschen mich ansprechen und zum Beispiel fragen, ob ich einen Unfall gehabt hätte. Oft erzäh-

len sie mir von ihren körperlichen Leiden. Manchmal kommt es mir vor, als hätte ich ein Schild auf meiner Brust, auf dem steht «Erzählt mir alle von eurem Leid» (lacht).

Ist Ihnen das unangenehm?

Nein.

Sondern?

Mich dünkt, dass die Menschen ein grosses Bedürfnis haben, zu erzählen. Ich höre grundsätzlich gerne zu. Zudem bietet es mir meistens die Gelegenheit, von Gott zu erzählen, da viele Menschen mich jeweils fragen, woher ich die Kraft für den Alltag nähme. Ich sehe mich auch als Botschafterin Gottes, automatisch auch für Menschen mit einer Behinderung. Ich bin Mitglied bei «procap» (Selbsthilfeorganisation von und für Menschen mit Behinderungen in der Schweiz, Anm. d. Red.), jedoch nicht politisch aktiv. Aber klar, an einem schlechten Tag würde ich gerne einfach für mich sein und nicht überall auffallen.

Sie können nicht nicht auffallen, stechen immer heraus.

So ist es. Früher war es noch extremer, als ich meistens zu Fuss unterwegs war. Da war ich eine Schnecke im Vergleich zur Mehrheit. Seit gut 20 Jahren bin ich nun mit einem Elektro-Rollstuhl unterwegs. Das erfordert einiges an Konzentration, so dass ich oft gar nicht mitbekomme oder nicht mitbekommen will, welche Blicke mir zugeworfen werden. Wenn ich mich mal achte, sind nicht nur negative oder mitleidige

Blicke darunter, manchmal auch bewundernde. Mir fällt auf, dass viele Menschen mit sich selber oder mit ihrem Smartphone derart beschäftigt sind, dass ich achtgeben muss, dass niemand meinen Rollstuhl rammt. Solches gibt mir dann eher zu denken. Das Leid von den andern hier in Bern belastet mich: Die Menschen sind einsam, unglücklich, gestresst, obdachlos. Da ich hochsensibel bin, habe ich aber gelernt, mich selber zu schützen; ich ziehe wie ein Schutzschild an, wenn ich unter die Leute gehe.

Wie soll die Gesellschaft mit Ihrer körperlichen Behinderung umgehen – was wünschen Sie sich diesbezüglich?

Sensibilität – gerade unter Christen. Das bedeutet zum Beispiel, dass die Räumlichkeiten der Kirchen rollstuhlgängig sind oder dass es möglich ist, an «normalen» Kirchgemeindenferien teilzunehmen. Klar sind Ferien mit «Glaube und Behinderung» (eine Arbeitsgemeinschaft der SEA, Anm. d. Red.) gut, aber nur als Zusatz und nicht anstelle anderer Angebote. Kurz gesagt, hat es Jesus schon erwähnt, nämlich mit der goldenen Regel: Behandle die Menschen so, wie du gerne selber behandelt wirst.

Wie war dies als Kind?

Ich habe dazugehört. Ohne grosses Tamtam. Wo ein Wille ist, ist ein Weg. Ich bin mit vier Schwestern auf einem Bauernhof aufgewachsen. Mein grosses Glück war, dass ich nicht das Nesthäkchen geblieben bin, dafür bin ich sehr dankbar. Meine jüngere Schwester ist nur elf Monate jünger als ich. Wir sassen zusammen im Kinderwagen. Ich konnte von ihren Händen profitieren und mit meinen Füßen lernen, was sie mit ihren Händen machte.

Wo gingen Sie zur Schule?

Im Dorf, dort ging ich auch in den normalen Kindergarten. Mein Vater trug mich jeweils die Treppen zum Schulzimmer hinauf. Dass ich wirklich die Dorfschule besuchte, wäre heute wohl nicht mehr denkbar. Für meine Lehrpersonen war das sicher ein Mehraufwand. In der Primarschule begleiteten sie mich zur Toilette. Später haben diese Aufgabe meine Freundinnen übernommen. In den Teenie-Jahren stresste es mich viel mehr, offensichtlich anders als die anderen zu sein.

Haben Sie den Eindruck, dass eine Behinderung, die nicht sofort sichtbar ist, einfacher wäre?

Eine psychische Behinderung ist viel schwieriger als eine körperliche, dafür würde ich meine Hand ins Feuer legen, wenn ich eine hätte (lacht). Blocher prägte ja das Wort Scheinbehinderung. Was für eine Beleidigung für Menschen mit einer von aussen nicht sichtbaren Behinderung. Wenn man eine Depression hat, sieht man es einem ja nicht an, dass man nicht arbeiten kann.

Reden Sie aus Erfahrung?

Ja, das Jahr 2018 war für mich ein Katastrophenjahr. Ich hatte eine Depression. So stark, dass ich sehr suizidgefährdet

war. Zudem stürzte ich aus meinem Rollstuhl und schlug mir dabei die Schneidezähne raus. Zum krönenden Abschluss hatte ich am 13. Dezember eine Hirnblutung. Ich hatte also viel Glück, dass ich überhaupt noch hier bin.

Was hat Ihnen in jener Zeit geholfen?

Ich hatte eine wunderbare, gläubige Psychiaterin, bei der ich eine Psychotherapie machte, nahm Medikamente und konnte auf dem Bauernhof meiner Schwester und meines Schwagers mithelfen. In jener Zeit dachte ich jedoch, dass man mein Buch «Ins Leid gepflanzt, ins Glück gewachsen» verbrennen könnte. Ich dachte, dass ich es nie hätte schreiben dürfen, oder vor allem, dass ich es zu früh geschrieben habe.

Wieso?

Gott schien mir ganz weit weg, ich konnte nicht mehr mit ihm sprechen und ich sah wirklich lange keinen Ausweg mehr. Ich verstehe jeden, der sich das Leben nimmt. Aber jetzt kann ich wieder in mein zweites Buch reinschauen und sagen, ja, das hat Gültigkeit.

Wie haben Sie wieder ins Leben zurückgefunden oder anders gesagt, wie können wir trotz Schwierigem und Unverständlichem im eigenen Leben mit Gott ins Reine kommen?

Read my book (lacht). Es gibt kein Rezept. Jeder Mensch ist anders. Es ist sicher gut, sattelfest im Glauben zu werden, bevor die Katastrophe kommt. Dass ich nun psychisch wieder gesund bin, ist lauter Gnade. Ich habe gelernt, dass weniger mehr ist. Nun arbeite ich 20 Prozent, vor dem Burn-out waren es 50. Dass ich zur Blume werde, kann ich nicht selber machen. Klar, ich kann das meine dazu beitragen. Nicht aufgeben, Zweifel zulassen und darüber diskutieren. Jesus nachfolgen jeden Tag. Mit ihm im Gespräch sein, ein Bibelwort lesen. Aber schlussendlich denke ich, ist es der Heilige Geist, der uns zu Blumen werden lässt. ■

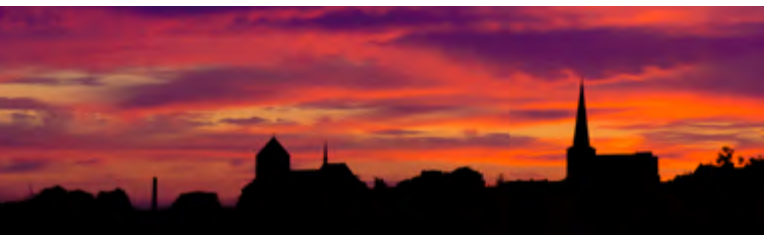


(MSB) Simea Schwab (1970) ist Theologin MA und eidgenössisch diplomierte Erwachsenenbildnerin. Sie ist mit vier Schwestern auf einem Bauernhof bei Kerzers aufgewachsen. Heute wohnt sie in Kerzers. Sie arbeitet als freie Theologin, indem sie Vorträge hält und predigt. Seit ihrer Geburt hat Simea Schwab keine Arme. Ihre Füsse sind sozusagen ihre Hände. Sie hat zwei Bücher geschrieben: «Fussnotizen aus meinem Leben» (2012, Blaukreuzverlag) sowie «Ins Leid gepflanzt, ins Glück gewachsen. Nachdenken über Freud und Leid.» (2016, Blaukreuzverlag).

(UN-)GLEICHHEIT IN DEN RELIGIONEN

Was das Christentum einzigartig macht

Religionen sind – wie schon das lateinische Wort «religio» nahelegt – Rückbindungen, Denk- und Lebenssysteme zur Verehrung des Göttlichen und zu einem Leben gemäss dem Willen der Götter. In Entsprechung dazu entwickeln sie Unterscheidungen. Ungleichheiten werden eher hervorgehoben als Gleichheit.



Schon in den Stammesreligionen wird etwa zwischen dem Heiligen und dem Profanen unterschieden. Menschen, Dinge und Orte werden danach klassifiziert, ob sie der göttlichen Sphäre näher oder ferner stehen.

Eine gesteigerte Form der Ungleichheit findet man in Religionen, die wie der japanische Shintoismus oder der chinesische Konfuzianismus das eigene Volk in den Brennpunkt der Religiosität stellen: Zwischen dem Reich der Mitte und anderen Völkern bestehen strenge Grenzen. Nur das eigene Volk ist dem Himmel nahe.

Kasten im Hinduismus

Hierarchisch und auf Ungleichheiten begründet ist oft auch die Ordnungspyramide der Gesellschaft. Dies zeigt sich bis heute im Hinduismus und seinem Kastenwesen. Auch wenn neuhinduistische Denker einen modernen Hinduismus ohne dieses Element vertreten, können in der Realität enge Beziehungen wie Eheschliessungen nicht über Kastengrenzen eingegangen werden. Die Ungleichheit spitzt sich darin zu, dass die Unberührbaren keiner Kaste angehören dürfen.

Reinheit und Unreinheit sind in vielen Religionen mit Gleichheit oder Ungleichheit verbunden: Nur der Umgang mit Gleichen ist dem Reinheitsgebot gemäss. Die Ungleichheit setzt sich deshalb in hinduistischen Ritualen bis in das tägliche Leben fort, etwa im Verhältnis zwischen Gebendem und Beschenktem. Der Beschenkte kann sich nicht rein freuen, denn er nimmt auch die Anhaftungen und damit die Unreinheiten des Schenkenden mit der Gabe zugleich entgegen.

Erleuchtung im Buddhismus

Der Buddhismus, der sich gegen die Kastenordnung des Hinduismus wandte und den Erlösungsweg allen Menschen ermöglichte, stiftete andere, nicht weniger schwerwiegende Ungleichheiten: Die Grenzlinie verläuft nun zwischen dem Erleuchteten und dem Unerleuchteten, der noch mit Erden-schwere bedeckt ist. Deshalb spielen in allen Formen des

Buddhismus bestimmte herausragende Lehrer, Gurus, eine entscheidende Rolle. Nur durch die Teilnahme an ihrer Erleuchtung finden auch andere ihren Erlösungsweg. Der Buddhismus erfordert den herausgehobenen Stand der Mönche oder Weisheitslehrer. Sie wurden seit den Anfangszeiten Gautamas von Laien versorgt. Auch Könige und hohe Herren förderten den Buddhismus, um an diesem Charisma Anteil zu haben.

Frieden und Krieg im Islam

Die strikte Trennung zwischen «Gläubigen» und «Ungläubigen» ist im Islam und seinem Heiligen Buch, dem Koran, besonders stark ausgeprägt. Unterschieden wird zwischen dem «Haus des Friedens», der Gemeinschaft der Muslime, und dem «Haus des Krieges», der Welt der Ungläubigen. Dazwischen stehen die Schriftbesitzer: Juden und Christen, deren Heilige Schriften eine Wahrheit enthalten. Diejenigen, die an sie glauben, nehmen einen Sonderstatus ein und leben unter dem Schutz der Islamgläubigen.

Christus entzieht Ungleichheit den Grund

Gewiss lebt auch das Judentum aus der Unterscheidung von den Völkern (Gojim), gewiss beruft es sich auf die exklusive Erwähltheit durch den Bund mit Gott. Doch die Universalität menschlicher Würde aufgrund der Gottebenbildlichkeit ist bereits mit dem Schöpfungsbericht im Buch Genesis gegeben.

Im christlichen Glauben an die Liebe und Zuwendung Gottes für alle Menschen ist dieser Bund Gottes mit den Menschen universal geworden. Dass das Evangelium «des Gesetzes Erfüllung»¹ ist, bedeutet nicht zuletzt, dass allen Ungleichheiten der Grund entzogen ist. Christliche Gleichheit ist Kern jener Heilsbotschaft des Friedens in der Christnacht, die allen Menschen den Frieden auf Erden bringt. Der universale Wille Gottes, dass allen Menschen das Heil zuteilwird, durchbricht die Grenzen der Ungleichheit. Er durchbricht auch die Logik der Religion. Denn hier schenkt sich Gott selbst.



Harald Seubert, Prof. Dr. phil. habil, ist Ordentlicher Professor für Philosophie, Religions- und Missionswissenschaft an der STH Basel. Er ist Autor von ca. 20 Büchern über Grundfragen von Philosophie, Theologie und Religion. Er ist verheiratet und hat zwei erwachsene Söhne.

✉ harald.seubert@stbasel.ch

¹ u.a. Mt 5, 17-20; Röm 11

Das Ziel ist, die Gaben sinnvoll einzusetzen



«Aber de Sebi hät doch au dörfe!» – «Worum hät d'Selina es Föifi übercho und ich nur es Vieri?» Aus Sicht der Schüler sind die Lehrpersonen oft ungerecht. Die Lehrerin scheint nicht alle gleich gern zu haben. Doch das hiesige Bildungssystem bietet insgesamt eine vergleichsweise grosse Chancengleichheit.

Als Lehrperson muss ich mir tatsächlich die Frage stellen, ob ich die mir Anvertrauten gleichbehandle. Es kann ja leicht passieren, dass mich die ständige Petzerei von X nervt oder dass die gleichgültige Haltung von Y mein pädagogisches Geschick infrage stellt. Tja – und das färbt dann halt auf unsere Beziehung und meine Beurteilung ab.

Um Gleichheit bei der Beurteilung zu garantieren und subjektive Einflüsse zu minimieren, gibt es Tests. Diese sollen die Leistungen objektiv erfassen. In der Mathematik, beim Abfragen von Vokabeln oder anderen reinen Wissens-tests scheint dies relativ einfach. Allerdings werden auch hier zwischen verschiedenen Lehrkräften bei der Bewertung Unterschiede bestehen.

Messung der Leistungsfähigkeit schwierig

Obwohl ein einfacher Test relativ objektiv die Leistungen der Schüler abbildet, stellt sich doch die Frage: Zeigt er auch ihre Leistungsfähigkeit? Schüler haben unterschiedliche Zugänge zum Lernen. Je nach Typ lernen sie besser über den auditiven oder den visuellen, den haptischen oder intellektuellen, den intuitiven oder analytischen Kanal. Wenn also die Lehrperson einen von diesen Zugängen bevorzugt, haben zwar alle Schülerinnen äusserlich die gleichen Voraussetzungen, doch es werden jene bevorzugt, die am besten auf diesem Kanal lernen. Ihre Leistungsfähigkeit wird somit nicht korrekt erfasst. Deshalb sind heute gute Lehrmittel bewusst so gestaltet, dass die verschiedensten Lernkanäle berücksichtigt werden.

Auch bei den Lehrbetrieben, an den Gymnasien und Hochschulen ist man sich der Ungleichheit der Beurteilung bewusst. Lehrpersonen greifen deshalb seit Jahren vermehrt auf standardisierte Tests (etwa das «Cockpit» für die Primarstufe) zurück; Lehrbetriebe verlassen sich nicht mehr auf die Zeugnisse der Sekundarschule, sondern auf den mittlerweile verbreiteten «Stellwerk-Test».

Das Ziel des Lebens

Aber neben gleicher Bewertung geht es ja auch um gleiche Chancen. Dass Kinder mit Migrationshintergrund statistisch weniger Chancen haben als andere, liegt auf der Hand und wird immer wieder beklagt. Das schweizerische Schul-

system bemüht sich zwar vielerorts, diese Nachteile auszugleichen, unter anderem mit Frühförderung, Deutsch für Fremdsprachige und Integrativer Förderung. Aber in einem Interview in der Coop-Zeitung vom 3. Dezember 2019 hat die Präsidentin des Schweizerischen Lehrerverbandes LCH, Dagmar Rösler, festgehalten: «Wir sprechen lieber von Chancengerechtigkeit als von Chancengleichheit.»

Geht die Vorstellung von Chancengleichheit nicht von der falschen Annahme aus, dass das Ziel des Lebens darin bestehe, einen möglichst prestigeträchtigen Beruf auszuüben? Aus biblischer Sicht besteht der Sinn des Lebens darin, Gott zu gefallen. Gott gefällt es, wenn der Mensch seine Gaben möglichst sinnvoll einsetzt. Wer das tut, fühlt sich glücklich. Das misst sich nicht am Prestige eines Berufs – sondern an der Passung zwischen eigenen Gaben und Anforderungen des Berufs.

Das schweizerische «Duale Bildungssystem» mit den Optionen Universität oder Berufslehre kommt genau diesem Gedanken entgegen. Es ist weltweit einmalig und bietet neben grösserer Chancengleichheit auch eine grössere Passung mit den wirtschaftlichen Realitäten als die verbreitete, eingleisig akademische Bildung.

Jedoch verstehen sowohl die einheimische Bevölkerung als vor allem auch Migranten dieses System häufig nicht und sind schwer zu überzeugen, dass ihr Kind gleiche Chancen auf ein erfolgreiches Leben hat, wenn es nicht ans Gymnasium geht. Und dies, obwohl heute die Durchlässigkeit verschiedener Ausbildungswege und die Umschulungs- und Weiterbildungsmöglichkeiten vielfältig sind. Das beste Beispiel ist der «Schulversager» meiner damaligen Primarklasse von 1960: Er führt heute eine erfolgreiche Kaminfeger-Firma.



Matthias Kägi ist pensionierter Lehrer und Heilpädagoge, Vater von vier Söhnen sowie Grossvater von acht Enkelkindern. Seit 2002 ist er teilerwerbstätig als Vernetzer im Fachkreis Pädagogik der VBG tätig.

✉ matthias.kaegi@vbg.net



WIRTSCHAFTLICHE UNGLEICHHEIT

Der Blick nach unten

Wirtschaftliche Ungleichheit ist immer wieder in den Schlagzeilen – nur stehen dabei leider oft die falschen Themen im Scheinwerferlicht. Immer wieder fokussieren wir uns nämlich auf die wenigen, die reicher sind als wir, statt unseren Blick den vielen zuzuwenden, die ärmer sind als wir.

Die wirtschaftliche Ungleichheit ist enorm. Eine Ärztin verdient zum Beispiel nicht einfach 20 oder 30 Prozent mehr als ein Primarlehrer, sondern kann gut auf das Doppelte und mehr kommen. Und ein Schweizer Primarlehrer verdient nicht einfach 20 oder 30 Prozent mehr als ein estnischer Primarlehrer, sondern fast dreimal so viel.¹ Und dabei gehören Esten global gesehen definitiv nicht zu den Armen – ihr Einkommen ist immer noch 20 mal höher als jenes der Menschen in einigen der ärmsten Länder. Das ist die schlechte Nachricht.

Die weniger schlechte Nachricht ist, dass die Schere zwischen Arm und Reich keinen einheitlichen Trend in Richtung einer weiteren Öffnung zeigt. In den letzten zwei, drei Jahrzehnten stieg zwar die Ungleichheit in manchen reichen Ländern, dafür nahm sie in anderen Ländern ab. Global gesehen ist die Ungleichheit zurzeit sinkend, nachdem sie zuvor 200 Jahre lang zugenommen hat. In der Schweiz ist es schwierig, in den letzten Jahren und Jahrzehnten eine klare Tendenz auszumachen.

¹ Hinweise auf Quellen zu den im Artikel genannten Zahlen: <http://bit.ly/gleichheit-insist>

Gleichheit in der einen Dimension bedeutet oft Ungleichheit in einer anderen Dimension.

Ist Ungleichheit ein Problem?

Soweit die Fakten. Bei der Bewertung dieser Fakten sind wir uns manchmal erstaunlich einig – und zwar von links bis

rechts. Wir sind alle für Gleichheit in gewissen Dimensionen: etwa gleiche Würde, gleiche Grundrechte, gleiche Chancen. Gleichheit in der einen Dimension heisst aber oft Ungleichheit in einer anderen Dimension. So bedeutet gleiche Würde zum Beispiel,

dass der Staat ungleich viele Ressourcen für die Bildung von Menschen mit Behinderung ausgibt. Oder: Auf dem freien Markt bedeuten gleiche Chancen ungleiche Einkommen, jedenfalls wenn die Menschen von ihren gleichen Chancen ungleichen Gebrauch machen. Wir kommen also nicht umhin, Ungleichheit in gewissen Dimensionen zu bejahen. Ungleichheit bedeutet nicht immer Ungerechtigkeit.

Wurzeln und Früchte der Ungleichheit

Ungleichheit bedeutet zwar nicht immer Ungerechtigkeit, aber oft. Erstens ist Ungleichheit dann ein Problem, wenn sie ungerechte Wurzeln hat. Ungleiche Einkommen haben vor allem dann ungerechte Wurzeln, wenn sie auf ungleichen Chancen basieren. Chancengleichheit heisst: Wenn die einen

härter arbeiten oder ein grösseres Risiko auf sich nehmen, dann – und nur dann – ist es gerecht, dass sie mehr verdienen. Wenn aber die einen einfach durch Glück einen besseren Startplatz im Leben bekommen und deshalb mehr verdienen, dann wurzelt die Ungleichheit in Ungerechtigkeit.

In der Realität spielt Glück natürlich die zentrale Rolle: Über 50 Prozent der globalen Einkommensunterschiede basieren schon nur auf zwei Faktoren, die ich nicht beeinflussen kann, nämlich dem Wohlstand und der Ungleichheit meines Landes. Und da es viele weitere Faktoren – wie zum Beispiel Geschlecht, Hautfarbe oder angeborene Talente – gibt, die ich durch meinen persönlichen Einsatz nicht beeinflussen kann, dürfte letztlich deutlich mehr als 50 Prozent der Ungleichheit auf Ungerechtigkeit zurückzuführen sein.

Ungleichheit kann aber nicht nur wegen ihrer Wurzeln ein Problem sein, sondern zweitens auch wegen ihrer Früchte. Sogar Ungleichheit, die auf ethisch akzeptable Art zustande gekommen ist, kann schlechte Folgen haben. Zu viel Ungleichheit kann zum Beispiel die soziale Stabilität gefährden oder die Demokratie aushöhlen, indem sich ein hohes Einkommen in grossen politischen Einfluss übersetzt. Eine weitere schlechte Frucht wirtschaftlicher Ungleichheit besteht darin, dass sich Reiche und Arme fremd werden und sich nicht mehr als gleichwertig auf Augenhöhe begegnen.

Ungerecht, aber zweitrangig: Der Vergleich mit unseren Mitbürgern

Im Folgenden möchte ich nun argumentieren, dass die zentrale Ungerechtigkeit unserer Zeit auf der globalen und nicht auf der nationalen Ebene zu finden ist. Die Ungleichheit in der Schweiz ist zum Grossteil eine Ungleichheit zwischen Reich und Superreich. Ein Ein-Personen-Haushalt mit einem mittleren Schweizer Lohn von etwas über 6000 Franken – das ist etwa der Lohn einer Hebamme – gehört zum einen Prozent der reichsten Menschen dieser Welt. Und dies gilt sogar kaufkraftbereinigt – das heisst unter Einbezug der Tatsache, dass bei uns alles so teuer ist. Auch manche, die eher am unteren Ende der Schweizer Einkommensskala zu finden sind, können sich gelegentlich Ferien im Ausland, lange Ausbildungen, ein eigenes Zimmer für die Kinder, Kleider guter Qualität usw. leisten. Das hätte für die meisten Menschen anderer Zeiten als purer Luxus gegolten – und gilt es in vielen Ländern immer noch.

Zwar stimmt es, dass sich manche Schweizer noch mehr solchen Luxus leisten können als andere. Weiter stimmt es, dass diese Ungleichheit typischerweise ungerechte Wurzeln hat, und vor allem stimmt es, dass sie problematische Früchte – beispielsweise für die Demokratie – haben kann. Aber unter all den Ungerechtigkeiten dieser Welt ist das eine der am wenigsten drängenden Ungerechtigkeiten. Es ist gar paradox: Einerseits erachten progressive Christen materiellen Besitz als etwas geistlich Unwichtiges oder gar Gefährliches.

Andererseits kämpfen sie auf der politischen Bühne unter dem Stichwort «soziale Gerechtigkeit» und «Erhalt des Mittelstands» dafür, dass reiche Menschen zu noch mehr materiellem Besitz kommen, nur weil diese Menschen in ihrer Gesellschaft von einer Mehrheit noch reicherer Menschen umgeben sind. Wenn Luxus so unwichtig ist, weshalb ist es dann wichtig, dass wir gleich viel davon haben?

Ungerecht, aber auch eine Chance: Der Vergleich mit allen Mitmenschen

Die globale Ungleichheit hingegen sollte unsere volle Aufmerksamkeit erhalten. Das ist die grosse Herausforderung unserer Zeit. Für Jesus-Nachfolger zählen schliesslich alle Menschen, nicht nur die Mitbürger.

Dabei soll nicht der schiere Vergleich zwischen Einkommen im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen. Es geht nicht primär darum, dass die einen weniger als die anderen haben.

Wenn die einen relativ gesehen weniger als andere haben, so ist das zwar oft ungerecht, aber wenn die meisten wie in der Schweiz genug hätten, so wäre diese Ungerechtigkeit ein zweitrangiges Problem. Viel gewichtiger aus ethischer Perspektive ist es, wenn diejeni-

gen, die weniger als andere haben, absolut gesehen zu wenig haben. Da geht es ans Lebendige.

Der springende Punkt ist nun: Wenn Menschen absolut gesehen zu wenig haben und gleichzeitig Ungleichheit herrscht, so bedeutet das auch, dass es Menschen gibt, die zur Lösung dieses Armutsproblems beitragen können. Während eines Grossteils der Menschheitsgeschichte waren mehr oder weniger alle arm. Es gab so gut wie keine Reichen, die ihren Wohlstand zugunsten der Menschen in Armut hätten einsetzen können. Seit 200 Jahren aber gibt es Reiche und somit Ungleichheit. Diese Ungleichheit kann man auch als Chance verstehen, etwas zugunsten der Menschen in Armut zu tun. Nutzen wir diese Chance!

Zu viele Menschen in westlichen Ländern verwenden ihre Energie auf die Bekämpfung der Ungleichheit zwischen sich selbst und dem global reichsten 0,01 Prozent. Was hingegen Not täte, wäre der Blick nach unten: der Blick auf die Ungleichheit zwischen sich selbst und den Mitmenschen, die nicht genug für ein Leben in Würde haben. Unser Wohlstand kann ihnen – zum Beispiel mittels wirkungsorientierter Spenden² oder mittels Unterstützung einer radikal auf globale statt auf nationale Herausforderungen ausgerichteten Politik – die Tür zu einem Leben in Würde öffnen.



Dominic Roser ist Ethiker und Ökonom und arbeitet an der Universität Fribourg zur Umweltethik und Wirtschaftsethik. Daneben leitet er die Bewegung «Effective Altruism for Christians». Er ist Vater von zwei Kindern.

✉ dominic.rosier@unifr.ch

² vgl. <https://effektiveraltruismus.de/spenden>

**Der Herr
ist deine
Zuversicht.**

Die Bibel: Sprüche 3,26

Der Unterschied zwischen den Herren West, Dylan und Müller

Kanye West, Bob Dylan und Markus Müller: drei Menschen, die gleichermaßen von Gott geliebt sind. Unsere Welt funktioniert allerdings nach einem ganz anderen Raster: Wer auf den grössten Bühnen steht, wer am meisten verdient, wer am schrillsten erscheint, erhält die grösste Zuwendung.

So erstaunt es nicht, dass sich weltweit Hunderte von Schreiberlingen an Kanye West und seinem aktuellen Album «Jesus is King», das am 25. Oktober 2019 erschienen ist, die Finger wund schreiben. Kanye West gehört zu den bestverdienenden Musikern der Gegenwart, nicht zuletzt auch wegen Beteiligungen an diversen Modelabels. Laut Angaben der Streamingdienste wurden die neuen «Jesus is King»-Songs alleine in der ersten Woche 197 Millionen Mal gestreamt.¹

Beim Überfliegen der Social Media-Kommentare findet man alles: Begeisterung bei denen, die das klare christliche Bekenntnis Wests bejubeln, Ernüchterung bei seinen bisherigen Fans, Verunsicherung bei den Journalisten, die eher mit einer vorübergehenden Phase rechnen und die musikalische Leistung auf dem neuen Tonträger als mittelmässig bezeichnen.

Fragwürdige «Echtheits-Analysen»

Interessant wird es, wenn Kommentatoren die Echtheit von Kanye Wests Hinwendung zu Christus untersuchen und dabei mit allerlei Argumenten zu ganz positiven oder entsprechend negativen Resultaten kommen. Natürlich werden diese «Analysen» wiederum feurig diskutiert – pro und kontra. Offenbar lieben wir es, nach Projektionsflächen Ausschau zu halten, bei denen alle meinen, mitreden zu müssen.

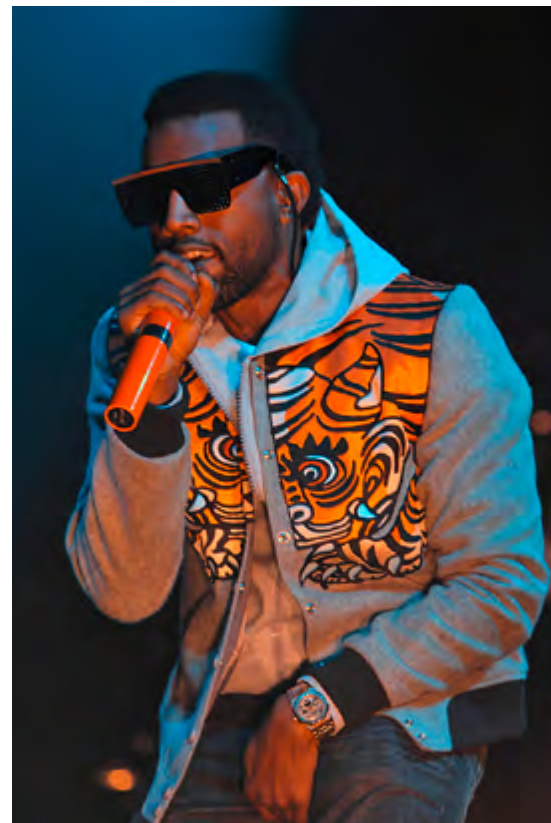
Als Bob Dylan Ende der 1970er-Jahre seine drei christlichen Schallplatten veröffentlichte, war es genau gleich. Das Buch «Dylan.Gospel» von Clinton

Heylin² gibt dazu einen ausgezeichneten und differenzierten Einblick. Dylan predigte engagiert auf der Bühne und machte seinen Zuhörern auch mal die Hölle heiss – mit Songs, die rückblickend zu seinen Besten zählen. Was hat da doch die amerikanische Presse alles geschrieben (er ist mit diesen Alben fast ausschliesslich in den USA getourt), was haben die Christen alles kommentiert!

Was mich vor allem beschäftigt, ist die Selbstverständlichkeit, mit der wir Menschen ver- und beurteilen und schubladisieren. Ganz besonders, wenn es um den Glauben an Gott, an Christus, also um eine geistliche Dimension geht, die sich den menschlich bewertenden und einordnenden Kriterien und Messverfahren entzieht. Wir wollen selber ergründen, wer und wie diese «VIPs» sind. Nur: Gott sieht mit anderen Augen!³ Wie Dylan spricht auch West über seinen neu gefundenen Glauben. Es ist nur «normal», dass in der ersten Begeisterung viel gesagt und getan wird, das im Rückblick unvernünftig, propagandistisch und simplifizierend erscheinen mag. Doch ändert das nichts daran, dass Gott am Werk ist und diesen Menschen umgestaltet.

Egal, was andere denken

Der Korn-Sänger Brian Head Welch bringt es in einem YouTube-Statement schön auf den Punkt: Er kenne diese Situation der Lebenswende aus seinem eigenen Leben. Als er vor 15 Jahren Christ wurde, sei die Musikwelt ebenfalls Kopf gestanden. Was sich hier (bei Kanye West) abspiele, halte er für echt. Wenn einen Gottes Liebe berühre, wis-



Kanye West bei einem Live-Auftritt.

se man das zutiefst innen: Es stimmt, es gibt ihn, er ist der einzige, auf den es ankommt! Es spielt keine Rolle mehr, was andere davon denken! Natürlich habe man noch mit seinem Stolz, seinem Ego und seinen Macken zu kämpfen. Als Künstler sage und mache man viele «stupid things», aber Gottes Liebe forme einen.⁴

Ach ja, noch zu Markus Müller. Er lebt auf dem Land, spielt Klarinette und leitet eine Brassband. Seit Gott in sein Leben getreten ist, dirigiert er inspirierter und verbreitet Licht in seiner Familie und seinem Freundeskreis. Von ihm lesen wir nie. Weder in der Zeitung noch auf Social Media.



Jean-Daniel von Lerber ist seit 40 Jahren Kulturagent; er leitet PROFILE Productions in Wädenswil ZH.

✉ jean@profile-productions.ch

¹ Mehr zu Kanye West ist beispielsweise auf Wikipedia nachzulesen: https://de.wikipedia.org/wiki/Kanye_West

² Heylin, Clinton: Dylan.Gospel. Die rauen Töne der wahren Geschichte, Basel, 2018, Fontis Verlag

³ vgl. 1 Sam 16,7

⁴ vgl. auch Röm 8,1-17

Vielfalt heisst: Ich bin anders – Du auch!

Wenn alle Menschen gleich wären, wären viele Psychologen, aber auch Beraterinnen, Coaches und Supervisorinnen arbeitslos. Die grosse Vielfalt von Menschen regt die psychologische Forschung an, sie fördert die Nachfrage nach Beratung und Therapie. Abgesehen von strafrechtlich relevanten Tatbeständen bewerten Psychologen die Unterschiedlichkeit von Menschen nicht moralisch.



Am wichtigsten ist für Psychologen die Frage, ob eine Verhaltensweise oder eine seelische Beschaffenheit als gesund oder aber als auffällig bzw. als krank einzustufen ist. Um diese Frage zu beantworten, greifen Psychotherapeutinnen und -therapeuten auf international anerkannte Standardwerke zurück, in denen psychische Krankheiten nach wissenschaftlichen Kriterien detailliert beschrieben werden.

Veränderliche Bewertungen

In diesen Klassifikationssystemen spielt die Statistik eine nicht zu unterschätzende Rolle: Wie oft kommt ein bestimmtes Verhalten, eine Auffälligkeit oder psychische Störung vor? Mit welchem psychischen Phänomen gibt es jeweils bedeutsame statistische Zusammenhänge? Solche Überlegungen führen dazu, dass sich im Laufe der Ausgaben dieser Standardwerke nicht nur die Zahl der Krankheiten ändert, sondern auch die Bewertung von konkreten Phänomenen. Wie lange darf eine Ehefrau um ihren verstorbenen Ehemann trauern bzw. ab wann ist ihre Trauer ungesund und sollte behandelt werden? Warum ist Burn-out keine psychische Krankheit? Alleine mit wissenschaftlichen Methoden lassen sich solche Fragen nicht abschliessend be-

antworten. Von daher sind diese Klassifikationssysteme nicht einfach neutral und objektiv. Sie werden deshalb mindestens teilweise zu Recht kritisiert.

Vielfalt in existenziellen Fragen

In die Bewertung der Vielfalt psychischer Beschaffenheit und menschlicher Verhaltensweisen spielen nachweislich gesellschaftliche Werthaltungen hinein. Das betrifft unter anderem die Frage nach der menschlichen Identität. Intensiv wird seit einiger Zeit die Frage der geschlechtlichen Identität diskutiert. Die Literatur und die gesellschaftlichen Diskussionen dazu zeigen, dass sie nicht so einfach zu beantworten ist. Das betrifft nicht nur allgemeine Fragen wie «Was ist der Mensch?», «Was ist eine Frau, was ist ein Mann?», sondern auch die existenzielle Frage «Wer oder was bin ich?». Wie viel Vielfalt ist in der Frage der Geschlechter-Identität erfreulich und bereichernd und wo wird sie zur Belastung?

Eigentlich ist die Vielfalt der Menschen ein Geschenk des Schöpfers, die seine Weisheit, Herrlichkeit und Liebe widerspiegelt. Aus der Alltagserfahrung wissen wir aber, dass Vielfalt im

Miteinander nicht nur bereichernd, sondern auch belastend sein kann. Zudem wünscht sich mancher, mit seiner psychischen Beschaffenheit näher am Durchschnitt der Bevölkerung zu sein: weniger speziell, weniger hochbegabt, weniger hochsensibel, weniger introvertiert, weniger harmoniebedürftig etc. Dann wäre das Leben vielleicht einfacher, aber auch weniger reichhaltig und letztlich langweiliger.

Dazu schreibt Dietrich Bonhoeffer in «Gemeinsames Leben»: «Gott hat den andern nicht gemacht, wie ich ihn gemacht hätte. Er hat ihn mir nicht zum Bruder gegeben, damit ich ihn beherrsche, sondern damit ich über ihm den Schöpfer finde. In seiner geschöpflichen Freiheit wird mir der Andere Grund zur Freude, während er mir vorher nur Mühe und Not war. Gott will nicht, dass ich den Andern nach dem Bilde forme, das mir gut erscheint, also nach meinem eigenen Bilde, sondern in seiner Freiheit von mir hat Gott den Andern zu seinem Ebenbild gemacht.»¹

Bonhoeffers Gedanken gelten in gewisser Hinsicht auch für den Umgang mit allen Menschen. Niemand hat sich seine psychische Beschaffenheit ausgesucht. Jede und jeder steht «lediglich» vor der Herausforderung, mit seiner eigenen psychischen Beschaffenheit und der von anderen Menschen verantwortungsbewusst und liebevoll umzugehen. ■



Dieter Bösser ist Theologe und Psychologe; er leitet den Bereich Beruf bei der VBG.

✉ dieter.boesser@vbg.net
 🌐 www.vbg.net

¹ Bonhoeffer, Dietrich: *Gemeinsames Leben*, 28. Auflage, 2006, Gütersloher Verlagshaus, S. 79

Mickriger Glaube und die «Gleichheit» in den Weltreligionen

Die Gleichheit aller Menschen: In den frühen Religionen war sie überhaupt kein Thema, denn man blieb vorzugsweise unter sich. Die grossen Weltreligionen sehen alle Menschen grundsätzlich einander gleichgestellt. Doch mangelndes Vertrauen und ein «mickriger» Glaube verhindern de facto die Überwindung von Spaltungen.

Die ältesten bekannten Religionen interessieren sich nicht für die Gleichheit aller Menschen. Warum auch? Man lebte möglichst eingebettet in den eigenen Stamm. Andere Stämme? Auf sie konnte man gut und gern verzichten. Kontakt mit anderen Stämmen war riskant.

Völlig anders präsentiert sich das Interesse für die Gleichheit aller Menschen in den sogenannten Weltreligionen (zum Beispiel Buddhismus, Islam, Christentum). Sie sind erfüllt, beinahe getrieben, von einer Wahrheit, unendlich bedeutsam für alle Menschen. Sie sehen damit alle Menschen fürs Erste grundsätzlich einander gleichgestellt: alle erlösungsbedürftig, angewiesen auf die alles entscheidende Botschaft, welche die jeweilige Weltreligion nun den Menschen bringt.

Gläubige und Ungläubige

Mit diesem in der Geschichte der Menschheit epochalen Sinn für die Gleichheit aller Menschen sind faktisch die Menschen aber immer noch wie eh und je in Gruppen gespalten. Diese neuen Spaltungen gehen oft noch tiefer als alle Differenzen unter Stämmen.

Jetzt präsentiert sich die Welt gespalten in Gläubige und Ungläubige. Zu diesen zwei Gruppen stossen in kurzer Zeit auch noch in grosser Auswahl die Falschgläubigen, die Irrlehrer und Häretiker. Kurz – es ist keiner der grossen Weltreligionen wirklich gelungen, weder dem Buddhismus noch dem Islam noch dem Christentum, zu einem wirklich nachhaltigen Ver-



Die Kirche: Soviel Wahrheit! Soviel Plunder!

ständnis der Gleichheit aller Menschen durchzudringen.

Kirchliches Produkt statt göttlicher Botschaft

Woran lag dies? Plakatativ formuliert: an einem zu kleinen Vertrauen in die der jeweiligen Religion geschenkte Wahrheit. Der zimperlich Gläubige beherrscht nach wenigen Generationen die Szene in allen Weltreligionen und bindet das immens Göttliche an sein persönliches Empfinden und Denken und an die eigene Organisation und Hierarchie. Auf das Christentum angewandt heisst dies: Aus dem Schöpfungsgeheimnis in Christus – besungen zum Beispiel in Johannes 1 – wird eine Erlösungsdoktrin, aus der göttlichen Botschaft ein kirchliches Produkt, aus dem Aufbruch ins Unverhoffte wird kirchliche Verwaltung.

Die Büchsenölsardine sah einst den Ozean. Die kirchliche Routine fing einst mit Jesus an.¹

Der zur Konserve degradierte Jesus erlaubt Gleichheit nur noch unter Gleichgesinnten, das heisst unter konform Glaubenden. Alle anderen rutschen ins weite Feld der Verlorenen. Vergessen die Zeit, als Christus noch gut neutestamentlich als Schöpfungsgeheimnis erlebt wurde. Gleichheit aller Menschen erstarrt zur Floskel, die zerbricht, sobald der mickrige Glaube der später Geborenen auf Andersdenkende stösst.

Bei aller Problematik des mickrigen Glaubens aber möchte ich Kirchen nicht abschreiben. Auf ihnen liegt ein unfassbarer Segen:

Kirche – du verstaubtes Wunder! Stille staunt und Sturheit stiebt. Soviel Wahrheit! Soviel Plunder! Abgrundtief und flach wie Flunder. Gottseidank, dass es dich gibt.²



Prof. Georg Schmid ist Pfarrer und Religionswissenschaftler.

✉ georg.schmid@relinfo.ch

¹ Schmid, Georg: Singen und Sein. Neue Liedtexte, München, 2019, Strube Verlag, S.56

² ebd., S. 62

Der Zauber des Anfangs

Was steht am Anfang einer wertorientierten Dorf- oder Quartierentwicklung? Es ist in der Regel eine Einzelperson, eine Gebetsgruppe oder eine Weiterbildung von interessierten Christen. All diese Akteure haben eine Gemeinsamkeit: Sie nehmen die Verheissung ernst, die darin liegt, einfach mal anzufangen.



Gemeinsam anpacken für eine positive Dorf- und Quartierentwicklung.

Jesus hat uns gelehrt, dass das Reich Gottes dem Gesetz des Samenkorns folgt: Es beginnt klein, unscheinbar und wächst dank dem Wirken des himmlischen Gärtners wie von selbst zu einem starken Baum heran, der gute Früchte bringt.¹ Dieser Zusammenhang kommt zum Tragen, wenn Christen ihre Werte in heilsame Taten für die Gemeinschaft umsetzen.

Leuchtende Erwartungen

Ich erinnere mich an die junge Frau, die mit ihrer Familie vor Jahren in das vornehmste Quartier unseres Dorfes zog. Rasch stellte sie fest, dass die Beziehungen in ihrer unmittelbaren Umgebung wenig entwickelt waren. Obwohl bzw. weil sie Neuzuzügerin war, liess ihr dies keine Ruhe. Sie klopfte bei ihren Nachbarn an und schlug ihnen vor, im Dezember eines von 24 Adventsfenstern zu gestalten. Dieses sollte am Stichtag dann mit einem schlichten Apéro eröffnet werden. Die junge Frau liess nicht locker, bis sie genügend Interessierte an Bord hatte. Unterdessen werden die Adventsfenster in ihrem

Quartier zum achten Mal geöffnet. Sie bringen die Vorweihnachtsfreude zum Leuchten und haben den Zusammenhalt unter den Nachbarn gestärkt.

Beten und handeln

In einem anderen Quartier treffen sich verschiedene Christinnen und Christen jeweils dreimal im Jahr zu einem interkonfessionellen Gebet. Sie teilen miteinander Anliegen für ihre Nachbarn und das Dorf. Das Gebet für einsame Nachbarn ist das eine, sich um diese Menschen zu kümmern, ist die logische Folge davon. Rund um dieses Quartiergebet hat sich in den letzten Jahren ein feines Netz von informellen Beziehungen gebildet, die beim Jassen, bei einem Zvieri oder mit praktischer Hilfe vertieft werden. Könnte in der nächsten Adventszeit auch dieses Quartier mit einem «Adventskalender» bereichert werden? Schliesslich macht es Sinn, das Kommen des Erlösers bei einem Glas Punsch oder Tee zusammen mit den Nachbarn zu feiern, für die unter dem Jahr gebetet wird. Vielleicht gefolgt vom Besuch des jährlichen Gospelkonzertes oder des Weihnachtsgottesdienstes in der Kirche.

Gemeinsam anpacken

Andernorts sind es Frei- oder Landeskirchen, die für sich oder gemeinsam einen Abend oder ein Wochenende gestalten, um über die Möglichkeiten, Visionen und Ziele einer wertorientierten Ortsentwicklung nachzudenken. Ausgangspunkt sind jeweils die speziellen Begabungen und Möglichkeiten der einzelnen Gemeindeglieder oder der kirchlichen Partner. Manchmal braucht es als Grundlegung vorerst eine Schulung im «integrierten Christsein»², damit das grössere örtliche Bild des Reiches Gottes vor die Augen gestellt bzw. in die Herzen gepflanzt werden kann. In der Regel sind es dann besonders Motivierte, die das weitere Vorgehen bei der wertorientierten Ortsentwicklung strategisch vorbereiten. Spätestens bei der Umsetzung sollten weitere Menschen guten Willens einbezogen werden. Nur mit einer breiten Abstützung kann die Ortsentwicklung zum Erfolg führen.

Zum Glauben einladen

Der anspruchsvollste Teil jeder wertorientierten Ortsentwicklung aber ist die Einladung zum Glauben. Was gesät wurde, soll früher oder später geerntet werden. Das ist nicht eine politische, sondern eine kirchliche Aufgabe. Dazu braucht es als Gesprächspartner unter anderem Christinnen und Christen, die sich für die Entwicklungsprozesse im Dorf oder Quartier eingesetzt haben. Und Glaubenskurse, die Menschen dort abholen, wo es um mehr geht als um die äussere Entwicklung einer Gemeinschaft.



Hanspeter Schmutz ist Publizist und Geschäftsleiter von «insist consulting».

✉ hanspeter.schmutz@insist-consulting.ch
 🌐 www.insist-consulting.ch
 🌐 www.dorfentwicklung.ch

¹ vgl. Lk 13,19

² www.insist-consulting.ch

Warum gibt es Post-Evangelikale¹?

(HPS) Für manche Christen, die in einer klassisch evangelikalen Umgebung aufgewachsen sind, kommt irgendwann die Stunde der Wahrheit. Ihr Glaube passt nicht mehr in die fundamentalistische Schublade.

Im besseren Fall landen sie bei Internet-Portalen wie dem von Siegfried Zimmer verantworteten Portal «Worthaus» und werden so möglicherweise zu «Post-Evangelikalen». Der emeritierte Theologieprofessor hat selber den Weg von einer pfingstlich engen Theologie zu einem Glauben gesucht und gefunden, der den Ergebnissen der historisch-kritischen Theologie folgt, ohne dass dabei der persönliche Glaube an den dreieinen Gott aufgegeben werden muss.

Markus Till, der Autor des vorliegenden Buches, ist nicht Theologe, sondern Biologe. Er schrieb Lobpreislieder, stellte einen Glaubenskurs zusammen und arbeitet in einer blühenden Gemeinde mit. Vielleicht gelingt es ihm deshalb besonders gut, die brisanten Grundfragen in einer unpolemischen Weise anzugehen: Was muss die Kirche tun, damit die theologisch-existenziellen Umbrüche im evangelikalen Raum nicht zu einem Abbruch des Glaubens führen?

Wir sollten genau hinschauen und uns fragen, was zum Riss zwischen Evangelikalen und Post-Evangelikalen geführt hat, sagt der Autor. Er nennt als Erstes Verletzungen, die man einander zugefügt hat. Dazu gehören Denkverbote, der Vorwurf, den Glauben zu eng oder zu weit zu fassen, oder die Unterstellung, mit falschen Gottesbildern Leute unter Druck zu setzen bzw. in die liberale Irre zu führen. Dazu kommen Missverständnisse, die zur Verwirrung beitragen, weil Begriffe unterschiedlich gefüllt werden. So wird die Auferstehung Jesu wahlweise mit einem leeren oder gefüll-

¹ Der Begriff «evangelikal» wird im deutschsprachigen Raum unterschiedlich und in der Schweiz kaum noch als Selbstbezeichnung verwendet (vgl. auch Hinkelmann, Frank: Evangelikal in Deutschland, Österreich und Schweiz. Ursprung, Bedeutung und Rezeption eines Begriffes, 2017, Verlag für Kultur und Wissenschaft).

ten Grab verbunden. Hier sollte man die Unterschiede nicht verwischen, sondern sorgfältiger durchdenken.

Der Autor plädiert für das offene, lernbereite und wertschätzende Gespräch zwischen den beiden Lagern, ohne die wirklichen Knackpunkte zu verschweigen. Für ihn gehören dazu das Bibelverständnis, die Kreuzestheologie und die Liebe zu Jesus Christus. Auch bei einer kritischen Untersuchung sollten wir uns der Bibel letztlich unterordnen, im Wissen, dass unsere wissenschaftliche oder gefühlte Erkenntnis immer nur Stückwerk sein kann. Autorität hätten wir nur als Botschafter einer zeitlosen Wahrheit. Hier dürfe deshalb Einheit nicht auf Kosten der Wahrheit hergestellt werden. Bei Randthemen, etwa bei politischen und gottesdienstlichen Stilfragen, plädiert er aber für Flexibilität.

Für ihn hat die Kirche mitten in den herrschenden Trends des Individualismus, des Pluralismus und des Säkularismus nur eine Chance, wenn sie zurückfindet zum Lesen der Bibel, aber auch zur Anbetung und zur Liebe ihrem Herrn gegenüber. Das apologetische Verbinden von Glauben und Denken sollte dabei das persönliche Glaubenszeugnis ergänzen und bestärken.

Der Autor fordert uns auf, nicht nur miteinander zu reden, sondern gemeinsam an der dringend notwendigen Erneuerung der Kirche von ihren Ursprüngen her zu arbeiten. Dem kann nur zugestimmt werden.

Till, Markus. «Zeit des Umbruchs. Wenn Christen ihre evangelikale Heimat verlassen.» Holzgerlingen, 2019, SCM R. Brockhaus. Gebunden, 254 Seiten, CHF 24.90, ISBN 978-3-417-26880-5



Auf die Ewigkeit warten

(HPS) Die meisten Menschen warten auf etwas, fragt sich nur worauf. «Der christliche Glaube hat als tiefsten und geheimnisvollsten Ausdruck für das, worauf wir warten, das Wort Ewigkeit gefunden» (S. 10), schreibt der presbyterianische US-Theologe John Ortberg. Schliesslich habe Gott die Ewigkeit ins Herz des Menschen gelegt. Diese Ewigkeit sei aber nicht einfach die endlose Fortsetzung des heutigen Lebens. «Ewig» sei nicht nur quantitativ, sondern vor allem qualitativ etwas anderes als unser Heute. Es «beschreibt Leben von der Art, wie man es in Christus hat» (S. 11). So gesehen beginnt die Ewigkeit, sobald wir uns mit Jesus auf den Weg machen, also hier und jetzt – und über den Tod hinaus. Ewiges Leben heisse vor allem eines: Gott aus eigener Erfahrung erkennen, aber auch sich selbst, nämlich als einen aus Gnaden «von Gott geliebten Freund». Allerdings seien wir noch nicht ganz in dieser Ewigkeit und müssten (auch) darauf warten.

Über den zukünftigen Himmel erfährt man in diesem Buch wenig. «Der Himmel ist eine bestimmte Art von Ge-

meinschaft, in der Demut und Ehrlichkeit, Dienstbereitschaft und Grossherzigkeit ebenso vorhersagbar sind wie auf der Erde die Schwerkraft» (S. 24). Dinge also, die wir schon hier auf Erden lernen und die dann selbstverständlich sein werden. Der Glaube sei nicht einfach das Eintrittsbillet in den Himmel, er bringe vielmehr den Himmel zumindest ansatzweise in unsere Welt. Das hätten wir nicht in der Hand, wir sollten aber unsere Hände Gott zur Verfügung stellen, damit er sie in seinem Sinne brauchen kann.

Wie dieses himmlische Leben auf Erden aussehen könnte, zeigt Ortberg mit seinem Buch. Und das in einer originellen und eingängigen Sprache.

Ortberg, John. «Die Ewigkeit ist jetzt.» Asslar, 2019, Gerth Medien. Gebunden, 204 Seiten, CHF 27.90, ISBN 978-3-95734-591-2



Glauben kann heissen...

«Herr ich glaube, hilf meinem Unglauben» – Die Jahreslosung 2020 verdeutlicht: Glauben haben wir nie im Sack, auch nicht nach vielen Jahren mit vielen Glaubenserfahrungen. Doch wenn wir vertrauensvoll Schritte wagen, können wir Un-Glaubliches erleben. Eine Anleitung zur Meditation und zum Gebet mit Matthäus 14,22-33.

1. Einen Beistand haben

Und Jesus nötigte die Jünger, ins Schiff zu steigen und ihm ans jenseitige Ufer vorauszufahren. Und nachdem er die Volksmenge entlassen hatte, stieg er für sich allein auf den Berg, um zu beten.

- «Wir haben einen Beistand beim Vater, Jesus Christus, den Gerechten.» (1 Joh 2,1)
 - «Da wir nun einen Hohenpriester haben, Jesus, den Sohn Gottes, ... lassset uns mit Zuversicht zum Thron der Gnade hinzugehen, damit wir Barmherzigkeit erlangen und Gnade finden zu rechtzeitiger Hilfe!» (Hebr 4,14 f.)
- ? Lebe ich im Alltag mit dieser in allen Schwierigkeiten tragenden Realität, dass Jesus für mich, meine gegenwärtige Lebens-, Berufs-, Familien-, finanzielle ... Situation betet?

2. Mitten im rauen Alltag bedrängenden Kräften ausgeliefert sein

Das Schiff jedoch war schon mitten auf dem See und litt Not von den Wellen; denn der Wind war ihnen entgegen.

- ? Wie heisst meine Not? Wo lebe ich momentan «im Gegenwind», mit inneren und äusseren Widerständen?

3. Nicht immer sofort Jesu erfahrbare Gegenwart erleben

In der vierten Nachtwache aber...

- «Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen, bleibst ferne meiner Rettung?» (Ps 22,2)
- ? Kann ich so bei Gott mein Herz ausschütten?
- ? Wo lässt Gott auf sich warten?

4. Jesus kommt durch die Stürme des Lebens hindurch zu mir

... kam er zu ihnen, indem er auf dem See wandelte.

- ? Wo habe ich erlebt, dass Jesus durch Lebens-Stürme hindurch zu mir kam, wo warte ich noch darauf?
- ? Will ich das jetzt in Dank bzw. Bitte vor den «Thron der Gnade» bringen?

5. Jesus in «fremder Gestalt» begegnen und ihn «verkennen»

Als aber die Jünger ihn auf dem See wandeln sahen, erschrakten (1) sie und sagten: Es ist ein Gespenst (2), und schrien vor Furcht (3).

- Stress/Angst sind angesichts dieses Sturms normale menschliche Reaktionen.
- Vgl. «... ihre Augen jedoch wurden gehalten.» (Lk 24,13 ff.)

6. Von Jesus angesprochen werden und von Jesus Zuspruch erfahren

Als bald aber redete er sie an: Seid getrost (1), ich bin es (2), fürchtet euch nicht (3).

- ? In welcher Situation darf ich mir von Jesus sagen lassen: «Sei getrost, ich bin mit Dir, fürchte Dich nicht.»?
- Wenn ich Jesus «in fremder Gestalt» nicht erkenne, findet er andere Weisen, sich mir zu erkennen zu geben: Wie mut-machend!

7. Ein Wagnis, ein Risiko eingehen

Da antwortete ihm Petrus und sprach: Bist du es, Herr, so heisse mich zu dir auf das Wasser kommen.

- «Vertrauen ist wie ein wachsender Muskel. Muskeln sind angelegt, aber noch nicht ausgebildet. Ähnlich ist es mit dem Vertrauen. Es ist angelegt und kann sich entwickeln – oder wieder zurückbilden. Vertrauen will geübt werden.» (unbekannt)

8. Von Jesus gerufen werden

Jesus aber sprach: Komm.

- «Meine Schafe erkennen meine Stimme.» (Joh 10,27) ... mitten im lauten Getöse...

9. Aus dem Boot der (vermeintlich) eigenen Sicherheiten aussteigen

Und Petrus stieg aus dem Schiff...

- ? Wer, was hält mich zurück, wo wage ich einen nächsten Glaubensschritt?

10. Un-glaubliche Erfahrungen machen ...und wandelte auf dem Wasser...

- Ob das Wasser trägt, finde ich nicht im Boot heraus. Theoretisch «glauben» / «vertrauen» funktioniert nicht.

11. Auf Jesus zu-gehen ... und kam auf Jesus zu.

- Zielbezogen ein Risiko eingehen und sich zu neuem Vertrauen entscheiden

12. Trotz Glaubensmut zweifeln und in Angst und Not geraten

Als er aber den starken Wind sah, erschrak er und begann zu sinken...

- Auch noch nach vielen Jahren im Glaubensleben und mit vielen Glaubenserfahrungen: Glauben habe ich nie im Sack!

13. In der Not zu Jesus schreien

... und schrie: Herr, rette mich.

- Das Gebet «Herr, du siehst, ich zweifle. Rette mich» (Petrus) oder «Herr ich glaube (vertraue), hilf meinem Unglauben (Zweifel)» (Mk 9,24) ist erster Ausdruck von Vertrauen. Wer so betet, schiebt Zweifel nicht von sich weg, sondern bringt sie dorthin, wo sie hingehören: zu Gott.

14. Von Jesus gerettet werden

Als bald aber streckte Jesus die Hand aus, ergriff ihn und sprach zu ihm: Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt? Und als sie ins Schiff gestiegen waren, legte sich der Wind.

- Konkrete Hilfe erfahren

15. Jesus als Sohn Gottes bekennen und vertiefte Erkenntnis gewinnen

Die im Schiff aber warfen sich vor ihm nieder und sagten: Du bist in Wahrheit Gottes Sohn.



Ruth Maria Michel leitet als VBG-Mitarbeiterin das Ressort «Spiritualität und geistliche Begleitung».

✉ ruthmaria.michel@vbg.net

«Wachet und betet» – an den Studententagen in Fribourg

(DB) Jesus bittet die Jünger um Beistand und sie schlafen. Im Garten Gethsemane wacht und betet Jesus und ringt mit Gott. Er spricht die Worte, die er seinen Jüngern lehrte: «Nicht, was ich will, sondern was du willst» (Mk 14,36). Im hohepriesterlichen Gebet bittet Jesus den Vater, «dass alle eins seien» (Joh 17,21).

Was bedeutet Jesu Beten für unser Beten? Dieser Frage gehen die 7. Studententage zur theologischen und gesellschaftlichen Erneuerung vom 17. bis 19. Juni 2020 an der Universität Fribourg nach. Zahlreiche Vertreterinnen und Vertreter aus Kirche, Akademie und Gesellschaft aus dem In- und Ausland tragen zum vielfältigen Programm aus Vorträgen, Talks, Workshops und Ge-



betszeiten bei. Sie bringen theologische, ekklesiologische und politische Sichtweisen zur Substanz christlicher Spiritualität, der Mystik und des Gebets ein.

Hinter der Veranstaltung steht das Studienzentrums für Glaube und Gesellschaft der Universität Fribourg. Die Anmeldung erfolgt über das Formular auf der Webseite des Studienzentrums: www.unifr.ch/glaubeundgesellschaft

Berufsluft in der Welt der Kommunikation schnuppern

(DB) «Ich bin zwar erst seit einem halben Jahr bei der SEA, aber dieses Praktikum erweist sich bereits als eine gute Erfahrung. Die Aufgaben sind vielfältig und man bekommt Einblick in die verschiedensten Themen. Ich erwerbe dabei nicht nur wertvolle Fähigkeiten im Bereich Kommunikation und Medien, sondern auch neue Perspektiven und Kenntnisse über aktuelle gesellschaftliche, politische und religiöse Fragestellungen.»

Das sagt Letizia Melek, die das Team der Schweizerischen Evangelischen Allianz SEA noch bis Ende Juli als Praktikantin Medien/Kommunikation unterstützt. Danach ist neue Verstärkung gefragt: Bist du journalistisch interessiert, schreibgewandt, kontaktfreudig, eigeninitiativ und stehst du dem christlichen Glauben positiv gegenüber – dann könntest du die nächste SEA-Praktikantin bzw. der nächste SEA-Praktikant sein. Mehr Informationen zur auf ein Jahr befristeten Stelle sind im Inserat auf der SEA-Webseite zu finden, ausserdem beantwortet Matthias Spiess (mspiess@each.ch, Tel. 043 344 72 03) gerne weitere Fragen. www.each.ch/mitmachen/offene-stellen

DenkBar: Ein bisschen Provokation muss sein

(DB) Die Limmat grün einfärben – die Kündigung des Vorgesetzten wegen diskriminierenden Verhaltens erwirken – gewaltbereiten Abtreibungsbefürwortern die Stirn bieten: Die drei Podiumsgäste am ersten überregionalen Anlass der SEA-Arbeitsgemeinschaft DenkBar über christlichen Aktivismus wussten eindrücklich aufzuzeigen, wie und weshalb sie sich für den Klimaschutz, die Gleichstellung der Geschlechter und das Lebensrecht stark machen.

Christina Bachmann-Roth, Beatrice Gall und Andreas Ziegler waren sich einig, dass man provozieren muss, um seinen Anliegen Gehör zu verschaffen. Der Mitgründer der Christlichen Klima Aktion, Andreas Ziegler, sagte: «Manchmal muss man stören, um etwas zu bewegen.» Christina Bachmann-Roth, die sich für die Anliegen der Frauen einsetzt, ergänzte, dass es dabei wichtig sei, die Gelassenheit und die Freude zu bewahren. «Mir persönlich hilft mein Glaube, nicht verbittert zu werden.» Beatrice Gall, die als Mediensprecherin des «Marsch fürs Läbe» auf dem Podium vertreten war, sagte, im Unterschied zur Gegenseite sei der

«Der Blick durchs Kreuz»

(MS) Nutzen Sie die Zeit ab dem 26. Februar bis Ostern, um Ihre Beziehung zu Gott zu vertiefen. Das Heft «40 Tage Gebet & Fasten» – wenn Sie mögen auch per App – hilft Ihnen mit täglichen Impulsen dabei. Die Initiative wird von Campus für Christus, 24-7Prayer, der Schweizerischen Evangelischen Allianz SEA und neu auch vom Bibellesebund verantwortet. Weitere Informationen, Download und Bestellmöglichkeit finden Sie auf www.fastengebet.ch



Das Podium mit (v.l.n.r.) Christina Bachmann-Roth, Andreas Ziegler, Moderator Marc Jost und Beatrice Gall.

«Marsch fürs Läbe» relativ brav unterwegs. «Wir kämpfen auf legalem Weg mit den Mitteln, die uns zur Verfügung stehen.» Angesprochen auf die spezifisch christliche Motivation für ihren leidenschaftlichen Einsatz nannten die drei die Gleichwertigkeit aller Menschen – ob Frau, Mann, Kind – vor Gott und die Nächstenliebe.

Die DenkBar will mit Debatten rund um «Glauben und Denken» und der Auseinandersetzung mit kritischen Fragen dazu beitragen, dass Kirchen und Christen in Bezug auf ihre Glaubensüberzeugungen sprachfähiger werden.



Menschen zu begleiten, zu fördern und in die Reflexion bringen.
Investieren Sie in Ihre Persönlichkeit durch eine Ausbildung mit höchstem europäischen Qualitätsstandard:

Coachingausbildung EASC & eidg. Fachausweis Betriebliche/r Mentor/in

Supervisionsausbildung EASC & eidg. Diplom Supervisor/in-Coach HFP

NEU: Vorkurs Coaching

Inkl. kostenloser Nutzung unserer E-Learning-Plattform.
50% Bundessubvention Ihrer Ausbildungskosten.

Start: August / September 2020

Mehr Infos unter 4progress.ch



**DIE WELT VERÄNDERN: EIN KIND NACH DEM ANDEREN.
WERDE HEUTE PATE!**

WWW.COMPASSION.CH

Inserat gesponsert durch neebi gebäudebeschilderung – www.neebi.ch

ÄTHIOPISCHER KAFFEE – TALEM COFFEE

Wir sind die Fairtrade - Rebels!

Geniesse äthiopischen Fairtrade Kaffee in Bioqualität. Dadurch erhalten junge Frauen und Mädchen in Äthiopien z.B. Unterstützung in der Ausbildung, Gesundheitsvorsorge und durch Mikrokredite. Ermöglicht durch die Jugendorganisationen Cevi Schweiz und YWCA Äthiopien

Feinster Bohnenkaffee - online bestellbar - www.talem.ch



Talem Coffee
Dario Bartholdi
Sternenbergstrasse 71
8494 Bauma
079 737 65 10
kafi@talem.ch
www.talem.ch



En unvollendeti
Ufgab

ÜMG 125
OMF·Suisse
Dein Mitwirken ist gefragt.

**Ihr Partner für Mission
in Asien.**



Herz für Asien.
Hoffnung für Asiaten.

www.omf.ch


INTERKULTURELLE DIENSTE

**Eine Bibel in der Sprache
meiner muslimischen Nachbarn
Gottes Wort verschenken!**

100 Sprachen an Lager

MEOS, 8134 Adliswil
044 320 00 46
medien@meos.ch
medien.meos.ch
Spendenkonto 80-28590-4

